BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36613534720019

<36613534720019

Bayer. Staatsbibliothek

H. L. 737. 6.

Biogr. 452.
Hettinger

Salomon Geßner.

Von

Johann Jakob Hottinger.

— Principis urbium
Dignatur ſuboles, inter amabilis
Vatum ponere te choros.

Zürich,
bey Geßner. 1796.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Nicht lange nach Geßners Tod ergieng an mich eine Privataufforderung, seine Biographie zu schreiben. Wenn ich sage, daß nichts, als die Erwägung der Schwürigkeiten, welche ich mit diesem Unternehmen verknüpft fand, und eine richtige Schätzung meiner Kräfte mich davon abhalten konnte, so wird niemand, der mein Verhältniß mit Geßnern kannte, die Wahrhaftigkeit dieser Aeusserung bezweifeln. Indessen folgte auf die Privataufforderung bald eine öffentliche. Die Kurfürstliche Deutsche Gesellschaft in Mannheim schrieb im letztverwichenen Jahre, auf Veranlaßung ihres beständigen Sekretärs, des Herrn von Klein, auf die beste Biographie von Salomon Geßner einen Preis aus. Es war leicht vorherzusehen, was nun begegnet ist. Wer sollte diese Biographie verfertigen? Schwerlich

ein andrer, als ein Mitbürger des grossen Mannes, der ihn selbst gekannt hatte, und dem die mundlichen und schriftlichen Quellen, aus welchen die historischen Angaben allein geschöpft werden konnten, offen standen. Ich befand mich in dieser Lage, und war der einzige, der den Muth, oder den Willen hatte, sie zu benutzen. Und den Willen gab mir, wie gesagt, nicht so fast das Gefühl eines innern Beruffes zu dieser Arbeit, als vielmehr die Betrachtung, daß es Geßners Freunden und seiner Vaterstadt zum gerechten Vorwurfe gereichen würde, wenn eine öffentliche Aufforderung von dieser Art unbeantwortet bliebe. Das Publikum, welches zur Theilnahme an diesem litterarischen Kampfe aufgerufen war, und jene Schwürigkeiten entweder gar nicht, oder nicht genug kannte, schien allerdings berechtigt, zum mindesten auf die Erscheinung Eines Kämpfers zu zählen, der, wenn es schlimm gienge, durch einen unglücklichen Versuch das Ausbleiben der übrigen entweder rechtfertigte, oder entschuldigte.

Dieser einzige bin ich. Ich habe, wiewohl nicht ohne Bedenken, mich einer Arbeit unterzogen, welche andre, klüger als ich, aber weni-

ger patriotisch, vermieden haben. Wenn mein Versuch mißlungen ist, so wird gerade der Umstand, daß ich der einzige bin, mir so lange zu statten kommen, bis ein andrer erscheint, der aus meinen Materialien etwas beßres schaft.

Zwar unternahm ich diese Arbeit, wie aus der Einleitung erhellet, in der Absicht, sie der Kurfürstlichen Gesellschaft zur Beurtheilung vorzulegen. Allein, wenn auch der über meine Erwartung sich ausdehnende Umfang derselben die Einsendung nicht verspätet hätte, so kamen noch andre Gründe hinzu, welche mich bewegen mußten, auf die gehofte Möglichkeit einen litterarischen Palmzweig zu erringen, freywillig Verzicht zu thun. Wenn dieß Werkgen in historischer Rücksicht einigen Werth hat, so verdankt es ihn (ausser einigen Nachrichten, welche mir von Geßners ältern Freunden, Herrn Hirzel, Steinbrüchel, Schultheß, und Heidegger, Geßners Schwager, mitgetheilt worden,) gröstentheils den mundlichen sowohl als schriftlichen Beyträgen, welche Geßners würdige Gattinn und seine Söhne mir zu unumschränktem Gebrauche überlassen haben, und wovon ich manches in dem Anhange ausgehoben habe, wofür meine Leser

mir, wenn ich nicht irre, Dank wissen werden. Wie natürlich war es nicht, ein Werk, das Geßnern zum Gegenstand hat, in den Schooß seiner Familie niederzulegen, mit welcher ich seit so manchem Jahre in enger Verbindung stehe, und ohne deren Unterstützung mein Buch, wie es nun immer seyn mag, wenigstens nicht das geworden wäre, was es ist! Der Zweck, den ich beabsichtet hatte, von Geßnern gewissermaßen als Wortführer seiner Vaterstadt zu reden, ist darum nicht weniger erreicht, und die Veranlaßung hierzu der Kurfürstlichen Gesellschaft, oder Herrn von Klein, nicht minder eigen. Aus diesem Grunde habe ich auch die wenigen Zeilen, welche dahin deuten, unverändert gelassen.

Salomon Geßner.

Noch nie hat der Verfasser dieses Werkgens einen so seltsamen Kampf widerwärtig sich durchkreuzender Gedanken und Empfindungen gefühlt, wie damals, als er mit sich selber zu Rathe gieng, ob er der gegenwärtigen Arbeit sich unterziehen sollte, oder nicht. Der grosse Haufe der Leser nimmt die Biographie eines grossen Mannes nie anderst, als mit gespannter Erwartung grosser Dinge zur Hand. Wenn diese Erwartung getäuscht, oder wenigstens nicht ganz befriediget wird, so ist das Urtheil bald gefällt. Das Grosse und Merkwürdige, so denkt man, intreßiert in der Wirklichkeit, warum nicht auch in der Darstellung? Wenn der Held durch sich selbst Bewunderung erregt, warum nicht auch in der Geschichte? Ohne Zweifel deswegen: Entweder war der Biograph nicht genugsam unterrichtet, oder er hat in der Wahl der Begebenheiten und Umstände, oder in dem Gesichtspunkte, oder in der Anordnung des Ganzen, oder in diesem allem gefehlt.

Diese Art zu schliessen scheint bündig und einleuchtend; aber ob die Voraussetzung, worauf sie sich gründet, nicht ein bißchen zu einseitig sey? Ist denn, so könnte man fragen, jede Aeuſ-

serung der Kraft des grossen Mannes einer historischen Darstellung fähig? Oder ist das Leben jedes merkwürdigen Mannes allemal auch an Thaten, Schicksalen, und Begebenheiten reich? Und woher hätte die Geschichte ihren Stoff, wenn nicht eben daher? Der Schriftsteller zum Exempel, wenn er auch in seinem Fache einer der ersten wäre, ist um deswillen noch keine historische Person. Er wird es nur dann seyn, wenn er die Umschaffung, Erweiterung oder Ergänzung einzelner Theile der menschlichen Erkenntniß bewirkte, oder auf die Grundsätze, Meinungen, und Vorurtheile seiner Zeitgenossen merklichen Einfluß hatte: und er wird es um so viel mehr seyn, je mehr er dabey nach einem festen, durchdachten Plane zu Werke gieng, und je mehr Schwürigkeiten er zu übersteigen, und Hindernisse zu bekämpfen fand. Aeussert sich aber seine Kraft bloß in Werken des Genies und der Kunst, deren Wirkungen weniger auffallend und allgemein sichtbar sind, so wird die Geschichte ihre Ansprüche auf ihn willig der Psychologie und Kritik übertragen, und die Summe seiner Wirksamkeit wird sich mehr zur Charakteristik als zur Biographie hinneigen.

Bey keiner Gattung der Schriftsteller trift dieses öfter zu, als beym Dichter. Homer und Virgil waren gewiß eben so grosse Männer, als Alexander und Cäsar: aber für die eigentliche Geschichte würden sie, wenn auch die Nachrichten von ihnen sich bis auf den kleinsten Detal

erstreckten, ungleich weniger Stoff liefern, als die letztern. — Cäsar war auch Schriftsteller, und Ciceros Geschichte war die Römische Geschichte seiner Zeiten, so wie Friedrichs Geschichte die Geschichte der meisten Europäischen Staaten seiner Zeit ist. Denn freylich kann es sich etwa fügen, daß der grosse Schriftsteller auch als Regent, oder als Feldherr, oder als Staatsmann, oder als Bürger groß ist; und in so fern wird auch seine Biographie reichhaltig und intressant seyn können. Auch beym Dichter ist dieses Zusammentreffen möglich. Wenn Voltäre als Schöpfer der Henriade, des Mädchens von Orleans, und mancher Trauerspiele im Tempel der Dichtkunst glänzt, so spielt in der Geschichte seines Lebens der erklärte Gegner der Intoleranz, der Zerstörer religioser und politischer Vorurtheile, der muthvolle Vertheidiger der Menschenrechte der fünfzehn tausend Sclaven vom Berge Jura, der Rächer und Retter der Calas, La Barres, Sirvens, Martins, Montballis, Lallys und Morangies die Hauptrolle. Aber Voltäre gehört zu den Ausnahmen. Sein übermächtiger Geist konnte seyn, was er wollte, und war alles, was er konnte.

Wenn Vielseitigkeit, in dieser Bedeutung beym Schriftsteller überhaupt etwas seltenes ist, so ist eine gewisse Einseitigkeit beym Dichter in der Regel. An die Betrachtung des Schönen gewöhnt, lebt seine Seele meistens in einer idealischen Welt, schwelgt in Gefühlen, und weydet

sich an den Geschöpfen seiner Phantasie, wovon er die Formen im täglichen Leben nur selten wieder findet. Daher hat das Gewühl der Menschen, und ihre thörichten Wünsche und Bestrebungen für ihn keinen Reitz. Daher wählt er seine Geschäfte und Zerstreuungen mit ecklerer Wahl. Daher entzieht er sich zwar dem Ruffe der Pflicht nicht, und thut, was er thun muß, in wie fern er ein Mann von feinem Gefühle und edler Empfindung ist, als Freund der Ordnung und Harmonie aufs beste, aber ohne Geräusch, und sucht übrigens seine Verhältnisse, so viel möglich, zu vereinfachen. Daher zieht sich sein Geist aus dem Gewirre der alltäglichen Welt so gerne in den engern Kreis zurück, wo er eine ihm angemeßnere Nahrung findet, und seine liebsten Stunden sind der Betrachtung der schönen Natur, den Musen, der Freundschaft, und den Freuden häuslicher Glückseligkeit geweyht.

Indem ich dieses schreibe, habe ich, ohne es zu wollen, die Grundzüge von dem Charakter meines Helden gezeichnet, und meinen Lesern bereits gesagt, was sie hier erwarten dürfen, und was nicht. Die Thaten des Mannes, von welchem ich reden werde, liegen in seinen unsterblichen Werken, und gestatten keine historische Exposition. Seine Schicksale werden die lauschende Neugier nicht lohnen. Die Charakteristik seines Geistes und Herzens, und die allmälige Entwicklung und Ausbildung seiner Talente durch sich selber, und durch äussere Umstän-

de und Verhältnisse, werde ich ins Licht zu setzen suchen, so weit meine Angaben reichen. Wer mehr als dieses erwartet, der muß es nicht übel nehmen, wenn eine zu hoch gespannte Erwartung unerfüllt bleibt, und auf eine unbillige nicht Rücksicht genommen wird.

Viele, sehr viele würden diese Arbeit mit besserm Rechte übernehmen, und mit glücklicherem Erfolge ausführen, als ich. Aber wenigen kommen die Quellen und Hilfsmittel zu dem, was man von Geßnern, zumal aus seinen frühern Zeiten, noch wissen kann, so gut zu statten: und es wäre möglich, daß unter diesen wenigen jetzo keiner davon Gebrauch machen wollte. Ich habe keinen bescheidnern Wunsch, als den, von Geßners Vaterland den Schimpf abzuwenden, daß eine ihn betreffende Aufforderung von einem Deutschen, der nicht sein Mitbürger ist, umsonst ergangen sey, und keinen kühnern als diesen, daß bey diesem Anlaße das Andenken des grossen Mannes (gleich viel, durch wen) geehrt werden möge.

Salomon Geßner ward zu Zürich den ersten April, im Jahr 1730 gebohren. Sein Vater war Herr Conrad Geßner, Mitglied des grossen Rathes; seine Mutter Frau Esther Hirzel. Die Geßnerische Familie hat mehr als Einen berühmten Schriftsteller und Gelehrten vom ersten Range aufzuweisen. Schon im sechszehnten Jahrhundert lebte Conrad Geßner, der sich den Beynamen des Deutschen Plinius erwarb, und mit

unglaublicher Anstrengung, unter dem Drange drückender Armuth und jeder Gattung von Mühseligkeit, sich zu dem Ruhme eines der grösten Universalgelehrten seines Zeitalters emporschwang. Mit dem Namen dieses grossen Mannes hat in spätern Zeiten ein grosser Theil seiner Verdienste auf einen seiner Enkel fortgeerbt. Der vor wenigen Jahren verstorbne Naturforscher Johannes Geßner ist zwar der Welt mehr durch die Freundschaft und Hochschätzung eines Hallers, und die Bewunderung derer, welche den Umfang und die Tieffe seiner Kenntnisse in mehrern Theilen der Gelehrsamkeit, füraus in der Botanik, durch Unterricht oder Umgang zu schätzen Gelegenheit hatten, als durch seine wenigen Schriften bekannt. Die liebenswürdige, aber zu schüchterne Bescheidenheit des vortreflichen Mannes hat seinem Ruhme und seiner Wirksamkeit allzuenge Schranken gesetzt. Die Verdienste seines Bruders Jakob Geßners um die Numismatik sind keinem Liebhaber dieser Wissenschaft unbekannt.

Die früheste Jugend unsers Geßners erregte eben keine grossen Erwartungen. Zum Unglücke mußte sich es so fügen, daß seine ersten Verhältnisse der frühen Entwicklung seines Geistes nicht geringe Hindernisse in den Weg legten. Sein häuslicher Unterricht war einem Geistlichen aufgetragen, welcher nach der Aussage derer, die ihn gekannt haben, ein Mann ohne Kenntnisse, ohne Politur, ohne Verstand, und kurz, unter seinen Amtsbrüdern von negativem Gehalte einer

der armseligsten Tröster war. Daneben besuchte er die öffentlichen Schulen, in welchen der Unterricht sich damals lediglich auf die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache einschränkte. Die Methode war, nach altem Schrot, über den Leisten einer minder schulgerechten, als steifsinnigen, und pedantischen Normalität geschnitten. Das Gedächtniß ward mit Wörtern vollgestopft, mit Phrasen genährt, mit Regeln gemartert, und mit einer Terminologie bestürmt, deren Sinn zu erläutern, und deren Nothwendigkeit aus den einfachen Gesetzen des Denkens und Sprechens aufzuklären, der Lehrer sich nicht einfallen ließ, und wovon der reine Ertrag, wenn es wohl gieng, ein aus ungleichartigen Bestandtheilen buntscheckigt zusammengestoppeltes Mißgeschöpf war, das man Styl hieß.

Eine so fehlerhafte Methode ist, je nach der Verschiedenheit der Köpfe auch in ihren Wirkungen verschieden. Der bloß mechanische Kopf, welcher sammelt, ohne zu betrachten, und ohne zu denken anwendet, macht gewöhnlich die schnellsten Fortschritte, aber sein Ziel liegt nicht weit. Da das Gedächtniß seine ganze Wirksamkeit in Beschlag genommen hat, so faßt er um so viel schneller, und bewahrt um so viel getreuer: aber er faßt, ohne zu begreifen, und sieht von allem nur die Oberfläche. Solche Kinder spielen nicht selten in der Schule die erste Rolle, und im Leben, zum Befremden schlechter Beobachter, die letzte. — Der philosophische

Kopf, und das ächte Sprachgenie, dessen Gedächtniß mit dem Verstande gleichen Schritt hält, und durch ihn, je nachdem Licht oder Dunkelheit in den Begriffen herrscht, aufgehalten, oder erleichtert wird, bleibt, so lange er in den Termen nichts als sinnlose Töne, in den Regeln nichts, als Eigensinn und Willkühr entdeckt, weit hinter jenem zurücke. Aber mit der ersten Ahnung des verborgenen Sinnes fängt er für sich im Stillen an, was der Lehrer thun sollte, zu philosophieren. Alsdenn sind seine Fortschritte rasch und erstaunenswürdig, und in seinem Kopfe folgt auf die lange Finsterniß kurze Dämmerung, und plötzliches Licht. Aber bis auf diesen Zeitpunkt ist es sein gewöhnliches Loos, mißkannt, und in die Klasse stupider Köpfe verstossen zu werden. So ergieng es dem berühmten Breitinger, Bodmers getreuen Mitkämpfer in der Reinigung der Deutschen Poesie und Sprache. Die Verhandlungen des Schulrathes in Zürich bewahren eine ihn betreffende Verordnung auf, zufolge welcher die Eltern des hofnungslosen Knaben ernstlich ermahnt werden sollten, ihn zu einer andern Lebensart zu bestimmen, weil er zu den Wissenschaften nicht tauge.

Eine andre Klasse vorzüglich guter Köpfe, bey denen sich aber die Phantasie mit dem Verstand in gleiche Rechte theilt, fährt bey einem solchen Unterrichte noch schlimmer. Da ihnen das Wahre nicht ohne das Schöne, noch Begriffe ohne Bilder genügen, so kommen sie auch nicht einmal

in die Versuchung, das Mangelhafte der Lehrmethode durch eigne Spekulation zu ergänzen. Dagegen wissen sie sich für die Trockenheit und Langeweile des Schulpensums durch die süssen Träumereyen ihrer regen Einbildungskraft, oder durch irgend eine Art von Zerstreuung recht gut zu entschädigen. Einer von diesen war Geßner. Bey ihm äusserte sich der entschiedene Hang zu den bildenden Künsten sehr frühe. Wie ehmals Lucian, verfertigte er in den Lehrstunden mancherley Bilder und Gruppen von Menschen, Thieren, und andern Wesen, aus Wachs: und, wie Lucian, ward er für seinen Kunstfleiß von dem Lehrer häufig empfindlicher als angenehmer belohnt. Aber das half nun wenig. Kaum hatten sich die bestraften Hände des kleinen Bildners zu neuer Thatkraft gestärkt, so begannen sie auch ihr voriges Spiel aufs neue: und jedesmal kam er, wo nicht mit einem hübschen Kram von Vocabeln und Regeln, doch wenigstens mit einer schönen Ausbeute wächserner Figuren nach Hause, um damit seine kleine Schwestern zu erfreuen. Der Befriedigung dieses Triebes waren die meisten Stunden seiner Musse, jeder seiner Geschäften entwendete Augenblick geweyht, und jeder Pfenning von seinem Spargelde ward dazu aufgehoben.

Zu dieser ersten Beschäftigung des kleinen Geßners gesellte sich bald eine zweyte. Ein glücklicher Zufall hatte ihm einen Robinson Crusoe in die Hände gespielt, und sogleich ward der kleine

Künstler auch Schriftsteller. Nun gieng aus seinem Kopfe eine Robinsoniade nach der andern hervor, und seine Hände schrieben, so viel das Papier halten mochte. Aber auch diese Uebung seiner jungen Kräfte ward ihm bald verkümmert, und er fuhr zu Hause bey der neuen Autorschaft nicht besser, als in der Schule bey seinem Kunsttriebe. Sein Lehrer, der ihm auf diesem Wege begegnete, benutzte diese Entdeckung nicht so, wie ein Mann von Verstand und Einsichten sie benutzt haben würde. Statt sich dieser Aeusserung von Thätigkeit bey einem bis dahin für träge und arbeitscheu gehaltnen Kinde zu freuen, statt daher die nöthigen Data zur Schätzung seiner Fähigkeiten, und zur weisen Leitung seiner Neigungen zu ziehen, erwog er einzig und allein den gewaltigen Eintrag, den eine solche Liebhaberey dem Studium der alten Sprachen, oder vielmehr der mühsamen Erlernung der Regeln und Vocabeln unfehlbar thun mußte. Er beschloß daher diesen Hang durch das Uebergewicht unangenehmer Empfindungen mit einmal niederzuschlagen, und bezahlte diese Erstlinge der Autorschaft mit einer Honoranz, wobey mancher angehende Schriftsteller nicht lange ausgehalten hätte. Aber das Mittel war nur auf ein einfältiges Lamm, und nicht auf einen Kopf berechnet, worinn eines der grösten Genien schlummerte. So wenig auch Geßner etwas von metaphysischen Distinktionen damals wußte, so entgieng ihm doch das Zufällige eines solchen Zusammenhan-

ges von Ursache und Wirkung nicht. Er trieb hinfort sein Werk nur vorsichtiger, nicht lässiger. Die Frucht dieses geheimen Fleisses waren eine Menge jugendlicher Versuche in dieser Gattung, wovon er kurz vor seinem Tode einen gewaltigen Stoß dem Feuer übergeben hat. Von dem Inhalt und Geiste derselben ist weiter nichts, als dieses bekannt, daß seine Robinsons alle starke Tabackraucher waren, und daß er Meer und Himmel weidlich stürmen ließ.

Der Einfluß dieser Nebenbeschäftigungen auf seine Sprachstudien ward von Tag zu Tage sichtbarer, und der Nachtheil einer völligen Versäumniß der Sprachelemente bey seinem Fortrücken in jede folgende Klasse auffallender. Die Lehrer glaubten auf ein Fundament zu bauen: und da die Steine sanken, so erklärten sie den Boden für sandigt. Die Klagen über die Unfähigkeit und Stupidität des Knaben wurden häufiger und lauter, und erregten bey den Eltern die lebhafteste Besorgniß. Nun gieng man darauf aus, das natürliche Unvermögen des armen Kindes durch eine mehr als gewöhnliche Anstrengung des Fleisses zu ersetzen, und ließ kein Mittel unversucht, welches der Kenntniß dieses Alters zufolge einige Wirksamkeit hoffen ließ. Einst ward in dem Geßnerischen Hause auf einen gewissen feyerlichen Anlaß ein Gastmal angeordnet. Bey dieser Gelegenheit ergieng an den kleinen Schüler, welchem der Mund zum voraus nach den Leckerbissen wässerte, die schreckliche Dro-

hung, daß er, wenn sein nächstes Schulthema nicht ungleich besser, als gewöhnlich ausfiele, von allen den gehoften Herrlichkeiten nicht das mindeste weder zu sehen, noch zu kosten bekommen würde. Um dieses Unglück von sich abzuwenden, gerieth Geßner auf einen sonderbaren Einfall. An dem zum Thema bestimmten Tage ritzte er sich mit dem Federmesser in die Hand, und schrieb mit seinem Blute einige Zeilen nieder, worinn er sich dem lieben Gotte auf ewige Zeiten zu eigen ergab, wenn er ihm die bevorstehende Arbeit gelingen liesse. Mit dieser Schrift in der Tasche machte er sich getrost an seine Arbeit. Aber von dem Himmel kam die Anweisung mit Protest zurücke. Das Thema wimmelte von groben Schnitzern, und der unterste Platz, und oben drein eine empfindliche Züchtigung war das Ende von dem Drama, wovon Geßner sich eine ganz andre Entwicklung geträumt hatte.

Sein französischer Biograph behauptet, daß selbst Bodmer, welcher so manchen guten Kopf geweckt hat, und von den Jünglingen seiner Vaterstadt häuffig besucht ward, sich in Geßnern getäuscht habe. Er versichert, es von guter Hand zu wissen, daß der Vater des leztern seinen Sohn dem berühmten Mitbürger zugeführt, und ihn gebeten habe, den Versuch zu machen, ob aus ihm irgend ein Funke von schlummernder Anlage hervorgetrieben werden könnte. Nach einer kurzen Prüffung habe Bodmer den Knaben seinen Eltern mit der trostlosen Versicherung zu-

rückgesandt, daß sie ihre Erwartungen von ihm nicht über die Fertigkeit im Lesen, Schreiben, und den Anfangsgründen der Rechenkunst ausdehnen dürften. Ich kann für die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen: hingegen weiß ich es von der ersten Quelle, daß der Inspektor Simmler, ein durch seine Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der schweitzerischen Kirchengeschichte, bekannter Gelehrter, den niedergeschlagenen Muth von Geßners Eltern durch die besten Hofnungen aufrichtete. In diesem mißkannten Knaben, sagte er, lägen Talente verborgen, welche sich früher oder später gewiß entwickeln, und ihn weit über die Mittelmäßigkeit seiner gelobtesten Mitschüler erheben würden.

Man hat oft gesehen, daß junge Leute von ihren Altersgenossen und Spielgefährten weit besser beurtheilt, und richtiger geschätzt wurden, als von ihren Aufsehern und Lehrern. Um sich zu zeigen, müssen die Fähigkeiten einen Stoff haben, und diesen findet der gute Kopf bey dem ersten Unterrichte nicht immer; oder wenn er ihn auch fände, so behagt er ihm vielleicht weniger; und eines ist so gut, wie das andre. Im Umgange hingegen, und im Verkehr mit seinesgleichen wird jeder zeigen, was er hat, und bald die Stelle finden, die seinen Talenten gebührt. Da wird der zurückgesetzte Knabe, woferne nicht angebohrne Blödigkeit, oder körperliche Gebrechen, oder moralische Fehler sein

Emporkommen hindern, sich mehr durch seinen negativen Gehalt, als durch die Willkühr seiner Spielgenossen zurückgesetzt sehen. Wer hingegen der Anführer der übrigen, und der König im Spiele ist, der wird es weniger durch blinde Gunst der Wählenden, als durch kluge Berechnung ihres eignen Vortheiles seyn. Denn in diesem Alter finden der Ehrgeitz und alle die kleinen Leidenschaften, welche in der bürgerlichen Gesellschaft die natürlichen Verhältnisse so oft umkehren, wenigen Spielraum. Der Knabe sucht nicht Täuschung, sondern Genuß, und wer ihm diesen besser verschaft, als er ihn sich selbst geben kann, dem steht er willig in allem nach. So viel wenigstens, glaube ich, kann man für gewiß nehmen, daß die Schätzung dieses Alters sich immer auf Vorzüge, wenn auch nicht allemal auf die wesentlichsten, gründe, und daß ein Knabe, welcher von seinesgleichen hervorgezogen wird, niemals talentlos seyn könne.

So wenig wir auch von Geßners Kindheit ausser der Schule, und von seinem Verhältnisse mit andern Kindern wissen, so hat sich doch eine Anekdote aus diesem Zeitpunkte erhalten, welche er wohl etwa selbst zu erzählen pflegte, und die mir zu beweisen scheint, daß er schon damals unter seinen Altersgenossen eben die Rolle spielte, die er nachher unter seinen erwachsenen Freunden, oft mehr aus Gefälligkeit, als aus Neigung übernommen hat. Er war nämlich die Seele ihrer Zusammenkünfte, und gab zu ihren

muntern Unterhaltungen die Würze. Sie glaubten von keinem Vergnügen völligen Genuß zu haben, wenn er nicht dabey war; und so bald er eintrat, war die Aufmerksamkeit aller auf ihn gerichtet. Wenn dann zuweilen absichtliche Zurückhaltung oder Stimmung den Ausbruch seines muntern Witzes aufhielt, so suchten sie seine Laune durch muthwillige Neckereyen zu wecken; und dazu bot ihnen seine liebenswürdige Unbefangenheit, seine drollige Gutmüthigkeit, und poetische Sorglosigkeit, welche mit den Schnörkeleyen des konventionellen Wohlstandes und der bürgerlichen Etikette oft in einen sehr belustigenden Kontrast kam, reichen Stoff. Nie war der Kontrast auffallender und belustigender, als wenn der gute, friedliche, und zur Darstellung einer unschuldsvollen, einträchtigen Schäferwelt von der Natur auserkohrne, und kennbar gestempelte Jüngling mit irgend etwas militarischem in Konflikt kam. — Ich habe mich genöthigt gefunden, dem ordentlichen Gange der Erzählung durch diese Bemerkung vorzueilen, um nachfolgende Anekdote, wozu ich den Pendant im Anhange geben werde, in denjenigen Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem sie gesehen seyn will.

Ein Trupp von Knaben, die sich mit Geßnern an einem Abende zusammengefunden hatten, gerieth auf den Einfall, sich, so wie jeder es aufzubringen wußte, mit Flinten, Stöcken, und Pistolets zu bewafnen, und so einen militari-

schen Zug durch die benachbarten Gegenden der Stadt zu thun. Geßner ward von ihnen zum Anführer gewählt. In der festen Zuversicht, sich selbst und seiner Stelle Ehre zu machen, trat er an der Spitze seiner kleinen Heldenschaar einher. Seine Augen waren viel mit den Fenstern der Häuser, an welchen er vorüber zog, noch mehr aber mit seinen kleinen Füssen beschäftigt, die er, um recht militarisch auszuholen, bis an die Mitte des Leibes emporhob. Der Zug gieng durch eine der Hauptgassen der Stadt, in welcher mehrere Dienstmädgen bey einem Brunnen versammelt waren. Geßner, der sich freute, für seine Rolle ein Theater gefunden zu haben, warf sich nun erst in die Brust, und nahm sich ganz zusammen, um sich ein recht martialisches Ansehn zu geben. Mit Vergnügen bemerkte er in den Gesichtern seiner Zuschauerinnen ein zufriednes Lächeln, welches sich, als er näher kam, mit einmal, zu seinem nicht geringen Erstaunen, in ein lautschallendes Gelächter auflöste, und, ehe er noch Zeit fand, nach der Ursache desselben zu forschen, durch ein eben so schallendes Gelächter in einiger Entfernung hinter ihm beantwortet ward. Er wandte sich um, und erblickte sein kleines Heer, welches er sich auf der Ferse geglaubt hatte, eine beträchtliche Strecke weit hinter sich. Die Schälke hatten bemerkt, daß ihr Hauptmann über dem Gedanken an seine militarische Würde seine Truppen völlig vergessen hatte, und fanden es belu-

stigend, ihn auf diese Weise an sie zu erinnern.

Diese Anekdote setzt es, wie mich deucht, ausser allen Zweifel, daß Geßners Altersgenossen bey weitem nicht so verächtlich von ihm dachten, wie seine Lehrer. Sie fanden, wie es scheint, daß der Knabe, mit welchem jene nichts anzufangen wußten, bey ihren Spielen schon zu gebrauchen wäre, und schämten sich nicht, demjenigen den ersten Platz zu lassen, der in der Schule immer sich mit dem letzten begnügen mußte. Auch war seine Abneigung vor den Schulstudien, wie wir schon gesehen haben, nicht Hang zur Trägheit, noch das dumpfe Brüten eines gedankenlosen Kopfes. Er wollte immer etwas thun, aber nie etwas anders, als was ihm behagte. Die Lebhaftigkeit seines Temperamentes gieng oft bis zur Wildheit. Herr Steinbrüchel erinnert sich noch des tieffen Eindruckes, welchen der erste Anblick des jungen Geßners auf ihn gemacht hat. Er war erst neulich von dem Lande in eine höhere Klasse der Schule gekommen, und sah einen rothgekleideten Knaben, dessen vielsagende Züge und lebhafte Gesichtsfarbe ihm auffielen, durch das Schulzimmer laufen. Wer ist dieser Knabe? so fragte er seine Mitschüler. Das ist der kleine Geßner, war die Antwort. — Und wer ist denn dieser kleine Geßner? — Oh ein Tausendsjunge, und ein Wildfang! Du solltest ihn kennen. — Er trug

gerade damals einen Verband, wegen einer tieffen Wunde, die er sich in der Hand gemacht hatte. Aber der kleine Wildfang schien sich wenig darum zu bekümmern.

Da Geßners Eltern sahen, daß alle Versuche, ihren Sohn in den Schulen weiter zu bringen, fehl schlugen, so entschlossen sie sich zu einem Mittel, welches oftmals solchen Kindern, an deren Fortkommen man bereits angefangen hatte, zu verzweifeln, heilsam gewesen ist. Was bey den Vegetabilien die Verpflanzung bewirkt, eben dasselbe vermag bey den Menschen sehr oft die Veränderung des Ortes und der Verhältnisse. Neue Verbindungen und Gegenstände bringen neue Ideen und Eindrücke hervor, schwächen die alten, und erleichtern eben dadurch die Entwicklung von Fähigkeiten und Anlagen, welche vielleicht nichts, als eine ungünstige Ideenverbindung niedergehalten hatte. Ein Prediger auf dem Lande, der Vater des noch lebenden Herrn Kanonikus Vögeli hatte durch den seinem Sohne ertheilten Unterricht eine vortheilhafte Meynung von seinen humanistischen Kenntnissen und seiner pädadogischen Geschicklichkeit erregt. Diesem ward Geßner in die Kost gegeben. Hier konnte der gute Jüngling von den steten Mißhandlungen unwissender Lehrer, von den Vorwürfen seiner Unfähigkeit und Trägheit, und von der täglichen Beschämung, sich von allen seinen Altersgenossen übertroffen zu sehen, ausruhen, und allmälig, unter einer mildern Aufsicht, sich zu

guten Entschlüssen erheben. An eine vollständige Nachholung des Versäumten war übrigens nicht zu gedenken. Die Grundsätze der Sprachlehre, und die Festigkeit des trocknen, elementarischen Unterrichtes waren für einen Kopf, der schon angenehmere Beschäftigungen kannte, unwiederbringlich verloren, und damit zugleich eine genaue, und ins Feine gehende Kenntniß der Sprachen auf immer verscherzt. So weit brachte er es indessen, daß er sich nachher im Stande sah, einige Römische Dichter in der Ursprache, und die Griechischen in der wörtlichen Lateinischen Uebersetzung, welche er den besten Französischen und Deutschen aus eignen Gründen immer vorzog, lesen zu können. Was ihm dabey an philologischen Kenntnissen abgieng, das ward ihm durch seinen poetischen Sinn, und durch sein äusserst feines, und richtiges Ahnungsgefühl, womit er jede verborgene Schönheit reiner auffaßte, als sie die genauste philologische, und ästhetische Analyse darzulegen vermag, reichlich ersetzt.

Von einer andern Seite war ihm die Bekanntschaft mit dem Sohne seines Kostherrn nützlich. Herr Vögeli war nicht nur ein eifriger Freund der alten Litteratur, sondern ein Liebhaber der schönen Wissenschaften überhaupt, und ein fleissiger Leser der besten Deutschen Schriftsteller, insbesondre der Dichter. Durch ihn lernte Geßner zuerst den Brockes kennen. Mit dieser Entdeckung fiel in die Seele des Jünglings ein Funke, welcher bald zur hellen Flamme aufloderte.

Gerade, als wenn er mit einmal die Befriedigung eines lange gefühlten, unerklärbaren Bedürfnisses gefunden hätte, verschlang er dieses Buch mit einem Heißhunger, welchem nichts glich, als die Lebhaftigkeit, womit er in spätern Jahren des Genusses zu erwähnen pflegte, welchen ihm dieser erste Freund seiner jungen poetischen Existenz verschaft hatte. Auch damals noch, als er die grösten Dichter älterer und neuerer Zeiten alle gelesen, und selbst unnachahmliche Muster aufgestellt hatte, blieb ihm der vergessene Brockes noch immer ein schätzbares Buch, zu dessen Lesung er von Zeit zu Zeit mit Vergnügen wieder zurückkehrte. Es ist nicht zu zweifeln, daß er auf die Beobachtung kleiner Schönheiten, und auf die Genauigkeit im Detal, welche allen seinen Gemählden den Charakter der Wahrheit und den Reitz der Neuheit geben, durch diesen fleißigen Mahler der Natur zu erst geleitet ward. Aber er lernte von ihm so, wie ein grosses Künstlergenie von einem mittelmäßigen Meister lernt. Er arbeitete mit Brockes Fleisse, und erfand nach eigner Wahl. Sein richtiges Urtheil und sein feiner Geschmack lehrte ihn bald, die kleinliche, allzu ängstliche Manier, und die mühsamen, überladnen Detals des Hamburgischen Dichters kennen und meiden. Uebrigens war und blieb dieser nun sein unzertrennlicher Gefährte, von dem ersten Augenblicke seiner Bekanntschaft an. Ich habe zwey Briefe vor mir, welche Geßner an seinen Vater beynahe

zu der gleichen Zeit schrieb, und worinn das Kind, und der erwachende Jüngling mit einander ringen. In dem einen bittet er, für ihn, und Herrn Vögeli, zu einem angesetzten Besuche, zwey Pferde, samt Sattel, Pistolen, Zaum, und aller Zugehör, zu übersenden: in dem andern fleht er den Vater, so hoch er kann, den für Herrn Vögeli bestimmten Brockes ihm selbst zu überlassen.

Die durch den Umgang mit der Brockesischen Muse angefangene Entwicklung seines Dichtertalentes ward durch seine jetzige Lage und Verhältnisse ungemein begünstiget. Berg, (so heißt der Ort seines damaligen Aufenthaltes) liegt in einer der anmuthigsten Gegenden des Kantons. Hier entfaltete die schöne Natur vor den Augen des gefühlvollen Jünglings ihre dem Städter verborgene, oder in der Zerstreuung meistens nur flüchtig bemerkten Reitze. Hier tranken seine geschärften Sinnen mit langen Zügen das Vergnügen ein, welches der Genuß einer freyen Luft, der Anblick des ofnen Himmels, die blumigte Wiese, der sprudelnde Quell, die grünende Saat, und der schattenreiche Hayn jeder wohlgeschaffenen Seele gewährt. Hier faßte sein der sanftern Eindrücke jeder Schönheit empfängliches Herz die ersten Grundzüge jener idealischen Welt auf, die er bald nachher mit den liebenswürdigen Kindern seiner zauberhaften Phantasie bevölkerte. Er hatte sich ein anmuthiges Plätzchen in einem von seiner Wohnung abge-

wandten Gebüsche auserkohren. Dahin schlich er sich oft mit seinem Brockes, dessen Gebrauch ihm auch jetzo noch nicht ohne Einschränkung bewilligt war, zu einem verstolnen, aber nur desto süssern Genusse. Daselbst ergötzte er sich, bey dem melodischen Gesange der Vögel, und dem Rauschen des nahen Baches, an der Kunst und Wahrheit der Gemählde, die seine regsame Einbildungskraft noch verschönerte, und wovon die Urbilder zuweilen vor seinem Auge lagen.

Bisdahin hatte Geßner in jugendlicher Zerstreuung gelebt. Die rasche Lebhaftigkeit des Knabenalters hatte seine Sinnen, und Einbildungskraft in einem unsteten Wirbel kommender, und schwindender Eindrücke zum flüchtigen Genusse des gegenwärtigen Augenblickes beschäftigt. Jetzo erwachten in ihm die sanften Triebe der Zärtlichkeit, und des sympathetischen Gefühles, und mit ihnen bekam sein Geist eine festere Richtung, und sein Charakter mehr Bestandheit. Die Tochter seines Kostherrn, ein Mädchen von dem besten Herzen, und beynahe gleichen Alters mit ihm, war seine tägliche Gesellschafterinn. Ihre sanften Sitten, und aufblühenden Reitze fiengen bald an ihre Ansprüche auf das Herz des sich fühlenden Jünglings zu behaupten, und die Zeitigung jener süssesten aller menschlichen Neigungen zu vollenden, welche alle schlummernden Kräfte der Seele weckt, die Empfindung mildert, die Gefühle veredelt,

und rings um uns her einen unnennbaren Zauber über die ganze Schöpfung ausgießt.

Schon so manchen Jüngling, der sich zur Dichtkunst nicht berufen fühlte, hat eine solche Lage zum Singen begeistert: wie hätte denn Geßners Genie den Strome von Empfindungen und Bildern, die sich in seiner Seele drängten, zurückhalten können? Ein Geist, wie der seinige, konnte die aufgefaßten Eindrücke nicht aufbewahren, ohne sie durch mannigfaltige Verbindung zu neuen Schöpfungen zu verarbeiten: ein Herz, wie das seinige, mußte seine Gefühle laut werden lassen, und sollte er sie auch, gleich jenem Griechen, jedem Baume, und jedem leblosen Dinge verkündigen. In der That scheint Berg die Wiege seiner Dichtkunst gewesen zu seyn. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl poetischer Versuche, welche nicht bloß nach den weniger ausgebildeten Schriftzügen, und dem auffallenden Mangel an Rechtschreibung, sondern nach dem Ton und Inhalte zu urtheilen, zu den ersten gehören, fallen ohne allen Zweifel in diesen Zeitpunkt. Hier scheint sein erwachendes Genie, über seine eigentliche Bestimmung noch ungewiß, mancherley Töne versucht, und in mehrern Arten sich geprüft zu haben. Gedichte mit und ohne Reimen, Prose mit Versen untermischt, Fabeln, Erzählungen, Satyren, und Anakreontische Lieder wechseln mit einander nach der Reihe. In einigen derselben, wiewohl nur in wenigen, ist die Spur der Brockesischen Manier, in dem

etwas weitschweiffigen Detal, und in der Anhäuffung mahlerischer Zeitwörter sichtbar. In andern glaubt man den Ton von Hagedorns männlicherm Liede zu hören; und noch andre lassen sich an süsser Zärtlichkeit und naiver Schalkslaune mit den besten Gleimischen Stücken, ohne Beschämung, vergleichen. Keiner dieser jugendlichen, und zum Theile kindischen Versuchen verleugnet den künftigen grossen Dichter durchaus; und manche lassen ihn sehr merklich ahnen. Bey aller grammatischen Unkorrektheit, bey häuffiger Vernachläßigung der Reimen und des Versbaues, bey der oft verunglückten Wahl des Ausdruckes, vermißt man weder ein richtiges Urtheil noch einen reinen Geschmack. Reitzende Fiktionen, und Bilder, welche nicht weniger durch Neuheit überraschen, als durch Anmuth entzücken, kommen nicht sparsam vor. Dabey herrscht durchgehends jene kunstlose Einfalt, die frey von Anmaßung und eitler Sucht zu gefallen, täuschenden Glanz und erborgten Schimmer verschmäht, und die sich bey dem ächten, aus sich selbst schöpfenden Genie kaum jemals vermissen läßt. Kurz, man sieht hier einen Anfänger, dem nichts, als die Fertigkeit in dem mechanischen Theile seiner Kunst abgeht, um Meisterstücke zu liefern.

Nach einem beynahe zweyjährigen Aufenthalte zu Berg, kehrte Geßner zu den Seinigen zurücke. Vermuthlich überließ der für die Zukunft unbesorgte, planlose, und durchaus poetische Jüng-

ling die Bestimmung seiner Lebensart ganz dem Gutbefinden seiner Eltern, ohne andre Rücksicht als diese, daß sein künftiger Beruff seiner Lieblingsneigung nicht allzu grossen Eintrag thun möchte. Mit dieser Rücksicht vertrugen sich seine Familienverhältnisse recht gut. Sein Vater war Buchhändler: und dem Sohne konnte es nicht entgehen, daß bey einer Beschäftigung, wobey Richardson seine voluminosen Werke verfertigt hatte, es sich für einen Dichter noch wohl leben liesse. Vielleicht gieng sein Scharfsinn noch tieffer. Vielleicht fand er, daß die Fortsetzung einer bereits errichteten, und in Gang gebrachten Handlung ihm weit mehr litterarische Musse übrig lassen würde, als jeder andre Lebensplan, wozu die Anstalten von weitem getroffen, und und die Vorbereitung von unten herauf gemacht werden mußte. Auch dachte er vermuthlich damals mehr an die Bücher, welche er lesen und schreiben, als die er verkauffen würde. So viel ist gewiß, daß er sich durch ernstliche Rücksicht auf seinen künftigen Beruff den Lebensgenuß nicht allzu sehr verkümmerte. Und daran hat er nicht übel gethan. Sein Ruhm und die Ehre der Deutschen Litteratur war dadurch um so viel besser berathen. Ich möchte darum freylich nicht jedem, der sich lieber mit Versemachen, als mit gründlichen Studien, oder ernsthaftern Beschäftigungen abgiebt, sein Beyspiel zur Nachahmung empfehlen. Das Genie hat seinen eignen Gang, welchen ihm nachzugehen der Dichterling sich nie

vermessen wird, ohne empfindlich dafür zu büssen.

Hatte Geßners Aufenthalt auf dem Lande die Entwicklung seines Genies begünstigt, so war die Lage, worein er sich bey seiner Rückkehr nach Zürich versetzt sah, seiner völligen Ausbildung nicht minder zuträglich. Unmöglich konnte er lange daselbst seyn, ohne die guten Köpfe seines Alters aufzusuchen, und auch von ihnen bemerkt zu werden. Das Rahnische Haus in der Farbe, worinn sich nachher Klopstock, nach seiner Trennung von Bodmern, beständig aufgehalten hat, ward von ihm sehr oft besucht. Der Vater war ein talentreicher, durch Umgang, Weltkenntniß, und Erfahrung ausgebildeter Mann. Alle seine Söhne, deren der älteste, Hartmann Rahn, in der Folge Klopstocks Schwager und Professor Fichtes Schwiegervater geworden ist, zeichneten sich durch Geist, Talente, Kenntnisse, und einen originellen Schnitt aus. Ihre Wohnung ward bald der Sammelplatz, wo die besten Köpfe von Zürich sich finden liessen, und suchten. Geßner lernte daselbst mehrere kennen, mit welchen er späterhin eine enge Freundschaft schloß. Von diesen nenne ich besonders Steinbrüchel, Tobler, und Schultheß, den Uebersetzer der Griechischen Weltweisen. Mit andern erneuerte er die schon ehmals in der Schule gemachte Bekanntschaft. Dahin rechne ich vornemlich Konrad Vögeli, dessen Nahme zwar durch Schriften der Welt nicht bekannt ist, der aber unter den vielen guten

Köpfen seines Alters unstreitig einer der besten war; ein Mann von hellem Verstande, festem und scharfem Blicke, gründlichen Kenntnissen, und schneidendem Witze; dabey ein edler, rechtschafner Mensch, von goldner Treue gegen seine Freunde, und von der thätigsten, uneigennützigsten Verwendung für andre.

Durch den häuffigen Verkehr mit solchen Gesellschaftern mußte Geßner in kurzer Zeit sehr viel gewinnen. An wissenschaftlichen Kenntnissen, und methodischem Studium waren ihm die meisten, und an Bekanntschaft mit den besten Schriften der Franzosen, Engelländer und Deutschen alle überlegen. In ihrem Umgange ward seine Bücherkunde erweitert, mancher seiner Gesichtspunkte berichtiget, seine dunkeln Gefühle in deutliche Begriffe aufgelöst, und zu festen, bestimmten Grundsätzen erhoben. Ein Paar Bogen voll Gedichte, welche sich von den obenerwähnten abgesondert erhalten haben, müssen offenbar diesem Zeitpunkte zugesprochen werden. Dieß ist die zweyte Epoche seiner Poesie, welche sehr wahrscheinlich zwischen sein achtzehntes und ein und zwanzigstes Jahr fällt. Hier scheint seine Wahl sich schon mehr fixiert zu haben. Es sind, ein Paar Stücke ausgenommen, alles erotische Lieder im Anakreontischen Versmaaße. In einigen derselben ist das milde Licht des Anakreontischen Frohsinns, die Feinheit der Empfindung, und die naive Einfalt des Griechischen Liedes unverkennbar. In andern ist der muthwillige Witz,

und die lose Schalkheit, die in Gleims frühern Gedichten herrscht, bis zur Täuschung getroffen. Hin und wieder entdeckt man, sowohl in der Erfindung, als in einzelnen Gedanken, die Spuren der Nachahmung; aber weit das meiste hat er aus seinem Genie geschöpft. Wiewohl im Ganzen der Ton fester und männlicher, die Kraft gereifter ist, so kommen doch hier noch Unrichtigkeiten, und Härten im Versbau vor, welche beynahe unbegreiflich scheinen, und auch die Fehler gegen die Rechtschreibung sind noch auffallend und häuffig. Uebrigens hat er von allen diesen Liedern in die Sammlung seiner Schriften ein einziges aufgenommen, von welchem ich nachher reden werde.

Ich habe oben der jugendlichen Spielwerke erwähnt, wodurch Geßner die langsamen Stunden des Schulunterrichtes zu beflügeln wußte. Der beynahe leidenschaftliche Hang zur Wachsbildnerey ward von dem bequemern Gebrauche des Bleystiftes und der Reißfeder bald abgelöst. Es war, und blieb jedoch lange Zeit hindurch nichts, als blosser Nachahmungstrieb, und reines Wohlgefallen an der Uebung und Ausbildung seiner Kräfte. Er hatte sich weder je in den Sinn kommen lassen, eigentlicher Künstler zu werden, noch etwas von der Möglichkeit geträumt, durch Regeln und fremde Handleitung sich den Weg zum Ziele merklich abzukürzen. Er arbeitete daher ohne Plan und Wahl, und zeichnete, was ihm vor die Hand kam, bald aus der

Natur, und bald nach den Erfindungen des Genies, oder den Nachbildungen der Kunst, je nachdem Laune oder Zufall ihn leiteten. Ein Umstand, welcher sich im Jahre 1749 ereignete, bestimmte ihn beynahe damals schon, aus dieser Liebhaberey sich ein ernsthaftes Geschäft zu machen, und sich der Kunst für immer zu widmen.

Er trat nämlich in diesem Jahre eine Reise nach Berlin an. Sein Vater hatte ihn daselbst in einer berühmten Buchhandlung untergebracht, in welcher er zu seinem künftigen Berufe angeführt werden sollte. Seine Prinzipalen deuteten diesen Auftrag ein wenig zu pünktlich, und fanden für gut, ihn alle Stuffen ihres Gewerbes von unten herauf durchlaufen zu lassen. Sie stellten ihn fleißig zum Packen an, und beluden ihn mit jedem Geschäfte, welches einem brauchbaren Ladenjunge zukömmt. Geßner, welchem die Auskunft über seine Fähigkeiten schon lange nicht mehr im Dunkeln lag, fand dieses alles sehr wenig nach seinem Geschmacke; und da er bey jeder Verrichtung, wozu gerade nichts, als ein Paar starke Hände, und körperliche Gewandtheit erfordert wird, immer ein wenig unbeholfen war, so entledigte er sich auch solcher Aufträge gewöhnlich nicht mit dem glänzendsten Erfolge. Von einer andern Seite lockten die blendenden Auftritte und reitzenden Lustbarkeiten dieser Königsstadt sein lebhaftes Temperament zur Zerstreuung; und der öftere Umgang mit einigen seiner jungen Landesleute, welche nach Berlin

gekommen waren, nicht um sich zu beschäftigen, sondern um die Welt zu sehen, und zu geniessen, machte ihm seine Lage vollends unerträglich. Nun brauchte es wenig Ueberlegung, und sein Entschluß war gefaßt. Er verabscheidete sich von seinen Aufsehern, und miethete sich ein eignes Zimmer, um bis auf weitern Austrag seinem Hange für die schönen Künste und das gesellschaftliche Vergnügen unbekümmert sich zu überlassen. Uebrigens säumte er nicht, seinem Landsmanne Sulzer den gefaßten Entschluß, und die Gründe, welche ihn dazu bewogen hatten, kund zu thun, um auf seine Vermittlung rechnen zu können, wenn seine beleidigten Aufseher, wie leicht zu vermuthen war, seine plötzliche Trennung von ihnen, eben nicht zu seinem Vortheile, nach Hause berichten würden.

Geßner hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Seine Eltern mißbilligten sehr den raschen Schritt ihres Sohnes: und ihre Unzufriedenheit ward wahrscheinlich durch die zurückgebliebnen Eindrücke von den ehmaligen Klagen über seine Unfähigkeit, durch die Kenntniß seiner jugendlichen Lebhaftigkeit und entschiednen Abneigung vor aller geistlosen Beschäftigung nicht wenig vermehrt. Vermuthlich sahn sie seinen gefaßten Entschluß als einen überlegten Versuch an, die unangenehme Last der Geschäfte vom Halse zuwerfen, sich aller Aufsicht zu entziehen, und der Vergnügungen, die ihm sein jetziger Aufenthalt anbot, ungestört, und im Uebermaaße zu geniessen. Um ihn zur Ordnung zu-

rückezuführen, hielten sie's für das beste, ihn seine Abhängigkeit empfinden zu lassen. Die Wechsel zögerten, und Geßner gerieth in Verlegenheit. Es gab ein sicheres Mittel die Stockung zu heben, und auf dieses Mittel hatte man gerechnet. Aber Geßnern erlaubte weder seine Neigung noch sein Ehrgefühl, davon Gebrauch zu machen. Er gieng mit seinem Kopfe zu Rathe, und dachte auf einen Ausweg, ohne fremde Hilfe, und ohne Erniedrigung. Nachdem er einen solchen gefunden zu haben glaubt, verschließt er sich auf sein Zimmer. Alle seine Freunde sehen und hören nichts von ihm. Seine muntern Landsleute erwarten ihn vergebens. Sie suchen ihn zu Hause auf, und finden die Thüre verschlossen. Sie lauern in Kaffeehäusern und auf öffentlichen Spatziergängen nach ihm, und entdecken nicht eine Spur. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Nachdem einige Wochen vorüber sind, geht er zum Hofmahler Hempel hin, dessen Freundschaft er schon vorher gesucht, und gefunden hatte, und bittet ihn, ihm auf sein Zimmer zu folgen. Alle Wände hiengen voll frisch gemahlter Landschaften. Nun bittet und beschwört er Hempeln, bey seiner Freundschaft, und bey der Treue eines redlichen Mannes ihm zu sagen, ob er ihn nach diesen Versuchen für fähig hielte, in der Kunst einen solchen Grad zu erreichen, der ihm nicht nur Brod, sondern Achtung und Ehre verschaffen würde. In der That war er fest entschlossen, wofern er die Un-

terstützung seiner Eltern durch die Rückkehr zu seinem vorigen Verhältnisse erkauffen müßte, sich der Kunst zu widmen, und in dieser Absicht nächstens eine Reise nach Holland anzutreten. Hempel betrachtet die Gemählde lange mit stummer Aufmerksamkeit. Sein gespannter Blick und sein Kopfschütteln scheinen eine Befremdung auszudrücken, deren Aufklärung Geßner nicht ohne bange Unruhe erwartet. Endlich fragt ihn der Künstler, nach was für Originalen er denn wohl gearbeitet hätte. Geßner versichert ihn, daß alles von seiner Erfindung sey, und klagt ihm zugleich seine Verlegenheit, daß die Gemählde durchaus nicht trocknen wollten. Er hatte nämlich die Farben nicht mit Leinöl, sondern mit Baumöl gerieben. Hempel schlug ein lautes Gelächter auf, und sagte: Nun gut, ich sehe, daß Sie noch nicht lange bey der Kunst sind. Aber ein Anfänger, der solche Sachen nicht weiß, und solche Stücke erfindet, was für Stücke wird uns der nach zehn Jahren aufstellen!

Geßner sah sich jedoch weder genöthigt, zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, noch auch den Schritt, welchen er gethan hatte, zu bereuen. Seine Eltern liessen sich mit ihm aussöhnen, und bewilligten ihm noch einen Aufenthalt in Berlin, den er nach seinem Gutdünken benutzen konnte. Nun sah er seine Wünsche erfüllt. Er genoß der Freuden des Lebens, und der Ergötzlichkeiten der grossen Welt, mit aller

der Lebhaftigkeit eines feuervollen, und sich frey fühlenden Jünglings, aber mit mehr Klugheit, als es die meisten thun, und nicht ohne stete Hinsicht auf einen edlern Zweck. Seine fröhlichen Altersgenossen besassen ihn nicht ausschliessend, und man fand ihn eben so oft da, wo er sich belehren, als wo er sich belustigen konnte. Er hatte vielen Umgang mit Gelehrten und Künstlern, den meisten mit Krause, Hempel, Ramler, und Sulzer. Der letzte war jedoch nicht ganz nach seinem Geschmacke. Dieser berühmte Mann hatte sich zum Theile nach Bodmern gebildet, und von ihm eine gewisse Einseitigkeit und ästhetische Intoleranz angenommen, wodurch sein in mancher Absicht vortrefliches Wörterbuch eben nicht gewonnen hat. Er hatte mehr Verstand als Empfindung, mehr Einsichten als Geschmack, und Geßner hatte dieses alles. Sie konnten sich also nur bis auf einen gewissen Punkt nähern. So oft Geßner Sulzern allein, oder in Gesellschaft sah, so oft spielte er die Rolle des bescheidnen, lernbegierigen Jünglings, und trachtete, von der Gelehrsamkeit, und den gründlichen Einsichten seines Landsmannes allen möglichen Vortheil zu ziehen. Dabey prüfte er das, was er gehört hatte, bey sich im Stillen scharf, und mit einem durch keine Voreinnahme gebundnen Geiste: aber seine Einwendungen und Zweifel ließ er selten zur Sprache kommen. Das imposante Aeussere, der entscheidende Ton, und die unbiegsame Festigkeit des

philosophischen Kunstrichters hatten für ihn etwas abschreckendes, wobey die Unterredung sich nie zu lehrreichen Discussionen, und lebhaften Wechselreden erheben konnte, durch welche jede Unterhaltung, zumal die litterarische, so sehr gewinnt. Kurz, sein Verhältniß mit diesem vortreflichen Manne blieb immer innerhalb der Grenzen der Hochachtung stehen, und konnte nicht zu freundschaftlicher Vertraulichkeit gedeyhen.

Mit Ramler lebte er schon auf einen andern Fuß. Sie sahen einander oft, assen nicht selten zusammen, und Geßner genoß häuffig das Vergnügen, das zarte Ohr, das feine Gefühl, und die damals so sehr gerühmte Deklamation dieses geschmackvollen Dichters, und unerbittlich strengen Kunstrichters zu bewundern. Nicht ohne zaudernde Schüchternheit wagte er es, diesem kritischen Freunde einige seiner Versuche vorzulegen. Dieser fand einen solchen Anfänger der Ermunterung im höchsten Grade würdig: aber sein durch keine Schönheiten der Dichtung bestechliches Ohr lauschte mit feindlicher Wachsamkeit auf jede Sylbe, und jeden flüchtigen Laut. Nicht bloß einzelne Unrichtigkeiten des Sylbenmaaßes und Härten im Versbau wurden bemerkt: es kamen Verse zum Vorschein, welche man bloß zur Hälfte, und solche, welche man durchaus nicht für Verse erkennen wollte. Wie sehr war Geßner betroffen! Er hatte darauf gerechnet, mit der Feile durchzukommen, und ward häuffig zum Ambose verwiesen. Bey den

ungemeinen Schwürigkeiten, welche dem Schweitzer seine von dem rein Deutschen Tonmaaße so sehr abweichende Mundart in den Weg legt, verzweifelte er auf immer, so strenge Forderungen befriedigen zu können. Ramler nahm seine Verlegenheit wahr, und rieth ihm, seine Verse in eine wohlgefügte, harmonische Prose umzugiessen. Diese Nachricht, welche mir ein Freund mittheilte, der Ramlern vor wenigen Monaten selbst gesprochen hat, giebt uns darüber hinlänglichen Aufschluß, wie Geßner auf einen Vorzug freywillig Verzicht thun konnte, welchen kein Dichter vor ihm vernachlässigen zu dürfen glaubte., den man noch keinem erlassen hat, und den Herr Engel mit dem Wesen der Poesie so enge verknüpft fand, daß er in der Bestimmung desselben von diesem Punkte ausgehen zu können glaubte. Da Geßner sich bewußt war, daß dieser Mangel nicht in seinem Ohre, sondern in der fehlerhaften Mundart der Schweitzer gegründet sey, so machte er bey sich die wohlbedachte Rechnung, daß der Rhytmus einer wohlklingenden Prose seine Leser hinlänglich entschädigen würde, da hingegen ein einziger übel gerathener Vers ein Gedicht um so mehr schändet, je tadelloser es an sich ist. Daher hat er nur wenige kleine Lieder in Versen abgefaßt, und auch von diesen einige, ich weiß nicht, ob mit Absicht, oder bloß um die Einförmigkeit des Druckes beyzubehalten, nicht in Verse absetzen lassen; wie, zum Exempel, seine

Zuschrift an Daphne, an der Spitze seiner Idyllen, und das naive Liedchen, Seh ich den Schäfer, im Daphnis. Nachher hat Herr Ramler mehrere seiner Gedichte versifiziert in zwey Bändchen herausgegeben. Es sey mir erlaubt, ein wenig zu zweifeln, ob er ihm durch diesen Dienst, oder durch jenen Rath, mehr genützt habe.

Von Berlin reiste Geßner nach Hamburg. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an Hagedorn mit sich genommen: allein ehe er dieß übergab, wollte er den Vater der Deutschen Dichtkunst ohne Empfehlung kennen lernen, und sich ihm, wo möglich, ein wenig durch sich selbst empfehlen. Er gieng daher auf ein Kaffee, welches Hagedorn zu besuchen pflegte, und wartete die Gelegenheit ab, mit ihm in Unterredung zu kommen. Diese war bald gefunden, und Geßner sah seine kühnsten Wünsche übertroffen. Er hatte die Schriften des vortreflichen Mannes mit Entzücken gelesen, und fand ihn als Gesellschafter nicht minder liebenswürdig. Jenem behagte der Umgang mit dem unbekannten Jüngling nicht weniger. Den zweyten und dritten Tag fanden sie sich wieder beysammen. Beyde schienen stillschweigend die Abrede dazu getroffen zu haben. Endlich wünscht Hagedorn zu wissen, wer der Unbekannte sey, den er bereits so lieb gewonnen hat. Nun erst überreicht ihm Geßner sein Empfehlungsschreiben, mit dem Zusatze, daß nichts, als der Wunsch, ihn nicht bloß als

neugieriger Reisender zu sehen, sondern, wo möglich, seine Achtung und Freundschaft zu erwerben, ihn nach Hamburg gelockt habe. Man kann sich leicht vorstellen, wie der liebenswürdige Mann, nach dem, was vorhergegangen war, eine solche Erklärung aufgenommen habe. Selten war nun Hagedorn ohne seinen Schweitzerischen Freund zu sehen. Er fuhr oft mit ihm nach Harvstehude, wo sie in den Schatten dieser lieblichen Gegend schwatzten, lachten, und tranken. Noch öfter nahm er ihn mit sich zu dem berühmten Karpser, bey welchem gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft von Weltleuten, witzigen Köpfen, und komischen Originalcharaktern, die man oft mit schlauer Auswahl zusammengesucht hatte, mit einander zu Tische sassen. Hier hatten guter Ton, feine Lebensart, und ungezwungene Munterkeit den Vorsitz, und würzten mit unterhaltenden Erzählungen, witzigen Einfällen, und geistreichem Scherze das fröhliche Gastmal. Wie glücklich war Geßner in der Erinnerung dieser Zeiten! Ich habe ihn nie den Nahmen Hagedorn aussprechen gehört, ohne daß sein Aug sich erheiterte, und seine ganze Seele in seine sprechenden Züge hervortrat.

Auf seiner Rückreise nach Zürich widerfuhr ihm eine ziemlich drollige Begebenheit. Er hatte, da er in Berlin war, einen jungen Mann voll Witz und Geist und origineller Laune, kennen gelernt, an dessen Unterhaltung er das größte Behagen fand. Dieß war Dancourt, der Har-

lekin vom Französischen Theater, der durch eine Streitschrift gegen Rousseau bekannt ist: Sie hatten sich ein Paar male bey Ramler und Sulzer zufälliger Weise getroffen, und empfanden bald das Bedürfniß, sich öfter zu sehen, als es dem Zufall beliebte, und sich nicht nur da zu sehen, wo die billige Rücksicht auf Alter und Verdienste ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit den Zügel allzu straff anhielt. Sie sahn sich bald täglich, ohne sich jemals satt zu lachen; und beym Abschied flossen ihre Thränen reichlich, in der sichern Voraussetzung, daß sie nie wieder zusammen lachen würden. Der Zufall meynte es mit ihnen über ihre Erwartung gut. Geßner besuchte in Straßburg bey seiner Durchreise das Theater. Als der maskierte Harlekin auftrat, schlich er ihm hinter die Coulissen nach, um ihn recht in der Nähe zu haben. Sogleich die ersten Töne frappierten sein Ohr. Er glaubte Dancourt zu hören, und hielt es gleichwohl für Täuschung, weil er ihn vor wenigen Wochen noch in Berlin gelassen hatte. Sein Erstaunen wuchs mit jedem Worte, und führte ihn unvermerkt einige Schritte hinter den Coulissen hervor aufs Theater. Dancourt erblickte ihn kaum, als er, seiner Rolle uneingedenk, sich ihm um den Hals warf, und ihn fast in seinen Armen erdrückte — Ah, vous voila donc aussi mon cher Gessner! comment va? — Geßner, welchem die Umarmung nicht ganz am gelegnen Orte kam, fand gleichwohl für gut, sich nach den Umständen zu fügen,

und, wie man zu sagen pflegt, de faire bonne mine, à mauvais jeu, ungeachtet die Zuschauer vor Lachen beynahe zerplatzten.

Der Gewinn, den Geßner von seinen Reisen mit sich nach Hause brachte, war ein gereinigter, und befestigter Geschmack, und jene Politur, ohne welche kein Werk des Genies dem gebildeten Leser gefallen, noch auch sicher auf die Unvergänglichkeit rechnen kann. Bisdahin hatten Kunst und Unterricht für ihn beynahe nichts, Natur und Glück beynahe alles gethan: und beyde setzten nicht aus, ihres Lieblings sich ferner anzunehmen. Unmöglich hätten seine Jünglingsjahre in einen für ihn glücklichern Zeitpunkt fallen können. Wäre er um zwanzig Jahre früher aufgetretten, als man noch in und ausserhalb der Schweitz die alten Dichter beynahe einzig um der Sprachen willen zu lesen gewohnt war, und Deutsche Poesie für ein unnützes Spielwerk müssiger Köpfe hielt, so hätte seine bescheidne Muse die ihr so unentbehrliche Ermunterung nicht gefunden. Und wenn er auch über die Vorurtheile seiner Zeitgenossen sich weggesetzt hätte, so vertrat ihm die übertrieben strenge Denkungsart, und unerleuchtete Religiosität seiner Mitbürger hinwieder den Weg. Man würde den Daphnis und die Idyllen für sittenverderbliche Schriften, den Abel für Profanation erklärt, und die Bekanntmachung derselben nimmermehr verstattet haben. Zwanzig Jahre später hingegen hätte er auf den Beyfall seiner Nation, worauf

jeder Schriftsteller zu nächst rechnet, Verzicht thun, oder ihrem schon verwöhnten Geschmacke frohnen, und, gleich andern guten Köpfen, dem Hange zum Gesuchten, Abentheuerlichen, und Ueberspannten die bezaubernde Simplizität seines Anmaßungslosen Gesanges, und mit ihr zugleich die Bewunderung aller kultivierten Nationen seines Zeitalters und der spätesten Nachwelt aufopfern müssen. Gerade der Zeitpunkt, in welchem er auftrat, war zur Ermunterung und Ausbildung seines Genies, und zur Gründung seines Ruhmes der bequemste. Ich glaube, daß es nicht undienlich seyn wird, bey dieser Betrachtung noch ein wenig zu verweilen.

In der zweyten und dritten Dekas des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte der ehmals so berühmte, und nachher so tief in Verachtung gesunkene Professor Gottsched den ersten Stoß zu einer Revolution in der Deutschen Litteratur gegeben, deren Vollendung er an ein Paar andere, ihm an Genie überlegene Männer, abtreten mußte. So groß und auffallend die Schwächen dieses Mannes waren, so kann man ihm doch unmöglich das Verdienst streitig machen, die Sprache von einem ungeheuern Wuste fremder, zumal Französischer, Wörter gereinigt, den damals herrschenden, äusserst verdorbnen Geschmack in der Deutschen Poesie bekämpft, einige vortrefliche Köpfe seiner Nation geweckt, und auf die rechte Bahn geleitet zu haben. Hätte er sich mit diesem, für die damaligen Zeiten nicht

geringen

geringen Verdienste begnügen wollen, so würde ihm weder der Dank seiner Zeitgenossen, noch die Achtung der Nachwelt entstanden seyn. Allein nicht zufrieden, vor den Abwegen zu warnen, wollte er sich überall als Führer und als Muster aufstellen. Er spielte den Kunstrichter mit einer unbeschreiblichen Seichtigkeit, schrieb eine gedehnte, wässerige Prose, die er für klassisch ausgab, machte äusserst geistlose, platte Verse, und empfand es übel, wenn jemand sich unterstand, bessere zu machen. Dessen ungeachtet war sein Ruhm und sein Ansehen eine Zeit lang unbegrenzt, und er herrschte auf dem Deutschen Parnasse mit einer despotischen Allgewalt.

Beynahe zu der gleichen Zeit erschienen in der Schweitz zwey rüstige Kämpfer auf dem litterarischen Schauplatze. Der berühmte Bodmer hatte den Verfall der Deutschen Poesie sehr frühe bemerkt, und zu Herzen genommen. Kaum hatte er sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt, als er den Gedanken faßte, den Geschmack der Nation zu verbessern. Ein grosser, umfassender Verstand, ein lebhaftes Genie, ein tief eindringender Geist, ein treffender Witz, und eine brennende Ruhmbegierde rechtfertigten diesen kühnen Entschluß, und seine frühe Bekanntschaft mit den Griechischen und Römischen Dichtern, und seine ausgebreitete Belesenheit in den besten kritischen und poetischen Schriften der Franzosen, Engländer und Italiäner erleichterten ihm die Ausführung desselben ungemein. Er hatte an dem vor-

treflichen Breitinger einen Gehülfen gefunden, den er sich unmöglich besser wünschen konnte. Bey einem geringern Grade von Genie und Geschmacke, besaß dieser eine gründliche, wohlgeordnete Gelehrsamkeit, ein sehr richtiges Urtheil, eine ausserordentliche Sagacität, nüchterne Klugheit, ausharrende Festigkeit, und eine planmässige Feinheit, wodurch er den verborgenen Gang der Dinge zum voraus berechnete, und die zweckmässigsten Mittel traf, wenn er die unrechten gewählt zu haben schien.

Diese beyden Jünglinge eröfneten ihre litterarische Laufbahn mit einem nun vergessenen Wochenblatte, worin sie es wagten, einige damals noch allgemein bewunderte Deutsche Dichter vor ihr kritisches Tribunal zu fordern. Ihre gründlichen Kritiken, welche hin und wieder mit treffendem Spott und sarcastischer Schärfe gewürzt waren, thaten ausserordentliche Wirkung. Man erstaunte über die Kühnheit der unbekannten Schweitzer, welche es wagen durften, das allgemeine Vorurtheil vor der Stirne anzugreiffen: und noch mehr erstaunte man über die Verblendung, in welcher man bisdahin ein Paar der ärgsten ästhetischen Giftmischer für die die höchsten Muster poetischer Schönheit gehalten hatte. Der berühmte Kunstrichter in Deutschland war der erste, welcher ihre Bemühungen empfahl und lobte. Dessen ungeachtet waren die Unsrigen mit ihm auf einen ganz eignen Fuß gesetzt. Man trat Anfangs sachte auf, und gab

sich freundliche Worte; aber das gute Vernehmen konnte unmöglich lange Bestand haben. Sie giengen von dem gleichen Punkte zum gleichen Ziele, wiewohl auf verschiedenen Wegen aus; und Bodmer konnte in dem litterarischen Staate, so wenig als Cäsar in dem bürgerlichen, einen Mitregenten dulden. Es war einmal die Schwachheit dieses grossen Mannes, alles, was in seiner Sphäre auf Grösse Anspruch zu machen schien, und für sich allein stehen wollte, mit einer Art von mißtrauischer Eifersucht anzusehen. Man mußte seine Oberherrschaft anerkennen, und ihr freywillig huldigen, um von ihm gelidten zu seyn. So lange er sich daher als den litterarischen Vormund von Klopstock und Wieland ansehen konnte, so begünstigte er ihren Ruhm aus allen Kräften: so bald aber die Mündel sich majorenn fühlten, so fand er ungemein vieles an ihnen auszusetzen, und tadelte sogar oft das, wofür er sie vormals gelobt hatte. Um in die Ausführung eines so glänzenden Unternehmens, als die Geschmackverbesserung der Deutschen war, ohne unangenehme Kollision sich mit ihm theilen zu können, dazu ward gerade so ein Mann erfordert, wie Breitinger war. Selten ist ein Schriftsteller so frey von Eitelkeit. Sein Ehrgeitz schränkte sich auf das Wirken ein: bey Bodmern gieng er aufs Herrschen. Breitinger wollte nur dann herrschen, wenn es zum Wirken nothwendig war. Er begnügte sich bey diesem Geschäfte seine Rolle zu spielen, und sah nicht

scheel) dazu, wenn es Leute gab, welche Bodmern dabey für die Hauptperson hielten. Auch zog er sich, da seine Rolle ausgespielt war, klüglich zurücke, da hingegen Bodmer den kritischen Despotismus, zu welchem er in der Kindheit des Deütschen Geschmackes gelangt war, auch in das männliche Alter ausdehnen wollte, und mit jedem Jahre tieffer sank.

Die Veranlaßung zu einem Bruche zwischen Bodmer und Gottsched mußte nicht gesucht werden, sie zeigte sich von selbst. Bodmer übersetzte Miltons verlornes Paradies, und pries es den Deutschen als eines der grösten Muster in der heroischen Dichtkunst an. Gottsched kam diese Empfehlung sehr ungelegen. Er mußte es lebhaft fühlen, daß, wer an den hohen Schwung des Britten gewohnt war, seine kriechenden Verse unausstehlich finden würde. Er hatte eine kritische Dichtkunst für die Deutschen geschrieben. Breitinger schrieb auch eine kritische Dichtkunst, und zwar nicht bloß für die Deutschen, sondern für jedermann. Dieß schien Gottsched Ilias post Homerum. Zudem hatte Breitinger in diesem Werke Triller, einen sehr mittelmäßigen Dichter, der Gottscheds vertrauter Freund war, getadelt. Nun brach das Ungewitter von allen Seiten los. Beyde Partheyen hatten schon damals einen beträchtlichen Anhang: und so wie die Hitze des Streites und das Intresse der Zuschauer stieg, so schlugen sich immer mehrere auf diese oder auf jene Seite.

Hundert Federn wurden in Bewegung gesetzt, unzählige kleinere und grössere Schriften gegen einander gewechselt. Der Krieg ward mehrere Jahre hindurch auf Tod und Leben, mit der äussersten Erbitterung, und nicht immer mit dem besten Anstand, noch mit erlaubten Waffen, zumal von Seite der Gottschedianer, geführt. Man klagte sich an, widerlegte, verfolgte, tadelte, spottete, schimpfte. Durch das Uebergewicht der Gründe, und ihre Ueberlegenheit an Talenten und Einsichten, gewannen die Unsrigen die Denker und die Lacher, und erfochten einen unzweydeutigen Sieg. Die besten Köpfe von der feindlichen Parthey zogen sich entweder stillschweigend zurücke, oder traten zu ihnen über, und der Diktator des Deutschen Geschmackes sah sich mitten in seinem ehmaligen Gebiete verlassen, und selbst von denjenigen verspottet, die vor kurzem noch seine Bewundrer waren.

Dieser Streit hatte übrigens eben die nützlichen Folgen, welche beynahe mit jeder litterarischen Fehde verknüpft sind, und um derentwillen man die dabey vorkommenden Menschlichkeiten übersehen muß. Die Vielseitigkeit der polemischen Discussion befördert die schnelle Entwicklung und scharfe Bestimmung der Wahrheit ungemein, und durch das persönliche Intresse der kämpfenden Partheyen wird ihre Thätigkeit aufs Höchste gespannt. Widerlegungen werden zu Berichtigungen, und selbst Irrthümmer zu neuen Entdeckungen benutzt, und die Wissen-

schaften rücken auf diesem Wege in wenigen Jahren weiter vor, als bey dem einseitigen langsamen Gange der ruhigen Untersuchung in ganzen Jahrhunderten. Von einer andern Seite trägt das Aufsehen, welches ein solcher Streit erregt, zur Verbreitung gelehrter Kenntnisse nicht wenig bey. Tausend neugierige Zuschauer, welche sich um die Sache selbst nie bekümmert hätten, drängen sich hinzu. Sie wollen nicht bloß sehen, sondern auch urtheilen: und um dieß zu können, müssen sie sich mit den Gegenständen bekannt machen. Daher wird jede Wissenschaft, über welche eine merkwürdige, und die Grundsätze derselben betreffende Fehde sich erhebt, bald das Modestudium der Zeit seyn. Diese Liebhaberey wirkt hinwieder mit Macht auf die schriftstellerische Bearbeitung der Fächer. Jeder will sich am liebsten da zeigen, wo er das gröste Aufsehen zu erregen hoffen kann. Unter einer unzähligen Menge mittelmässiger, und schlechter, tritt auch eine Anzahl guter und vortreflicher Köpfe auf, welche durch Meisterstücke überraschen. Allmälig fallen die Schlacken, und das Gold bleibt. Späterhin wird dieses Zusammentreffen der grösten Meister in dem nämlichen Fache ein Problem, welches man bald auf diese, bald auf eine andre Weise zu lösen versucht. Die natürlichste Auflösung liegt in dem Gesagten. Die Genien sind immer da, aber sie finden nicht immer die gleiche Ermunterung, sich zu zeigen.

Das Aufsehen, welches der Streit der Schweizer mit Gottsched erregte, war ausserordentlich. Wer die Bewegungen bedenkt, welche die Entstehung einer so wenig popularen Philosophie, als die Kantische ist, in unsern Tagen bey Grossen und Kleinen in dem litterarischen Staate verursacht hat, der wird auch ungefähr die Wirkungen berechnen können, welche ein so hitziger Kampf zwischen so berühmten Männern, in einem Fache, worinn jeder sich qualifiziert glaubt, den Kenner zu spielen, hervorbringen mußte. Selbst der grosse Friederich, der gegen Deutsche Gelehrte und Deutsche Litteratur immer so gleichgültig war, gelüstete, den damals noch berühmten, wiewohl bereits sinkenden Gottsched zu sehen. Er ließ ihn, da er in Leipzig war, zu sich kommen, und beschenkte ihn mit einer goldenen Dose, die, wie Leßing boshaft genug sagt, statt voll Dukaten, voll Helleborus war. In Deutschland blühte mit einmal das goldne Alter der Dichtkunst. Klopstock, Ramler, Kleist, Gleim, Uz, Leßing, und Wieland traten in einem durch wenige Jahre beschränkten Zeitraum auf. In Zürich war das Aufsehen lebhafter als nirgends. Breitinger, und noch mehr Bodmer, ward von vielen seiner Mitbürger aus der jüngern Klasse als der Gott des guten Geschmackes und einer humanisierten Philosophie mit grenzenloser Ehrfurcht verehrt. Eine Menge vortreflicher Köpfe thaten sich hervor, welche, von diesen beyden Männern ge-

weckt, sich in das Studium der Weltweisheit, der Sprachen, und der Deutschen Poesie theilten. Der Geschmack an der letztern pflanzte sich bald auch auf das schöne Geschlecht über. Manche Frauenzimmer von Anlagen und Erziehung lasen die besten Deutschen Dichter, und lasen sie nicht bloß, um sich die langen Stunden zu verkürzen, sondern um ihren Geschmack zu bilden: Denn damals verwechselte man einen gebildeten Geschmack weder mit Pedanterie, noch mit Gelehrsamkeit, und erschrack nicht, wenn man in den Fall kam, über das Gelesne ein Wort mitsprechen zu sollen. Klopstocks Ankunft und Aufenthalt in Zürich vollendete den Enthusiasmus, und trieb die Spannung aufs Höchste. Man hatte die ersten Gesänge seines Meßias in Deutschland mit Kaltsinn aufgenommen. Selbst seine Freunde, ein Gärtner, und Rabener wußten Anfangs nicht recht, was sie daraus machen sollten. Bodmer stimmte zuerst den festen Ton des triumphierenden Jubels an. Als Klopstock nach Zürich kam, war ihm sein Ruhm schon über die rohen Gebirge der Schweitz vorangeeilt. Einst kamen ein Paar Mädchen von Glarus her den See hinuntergefahren, einzig in der Absicht, den Sänger des Meßias zu sehen. In Zürich riß man sich um ihn, und der gute Bodmer, der ihn zum Theil als sein Geschöpf betrachtete, und mit ihm in seiner Patriarchalischen Stille goldne Tage zu leben gehoft hatte, war es sehr übel zufrieden, ihn von einem Schwarm muntrer

Jünglinge und geistvoller Mädchen, zu einer oft unbilligen Theilung, von seiner Seite weggeraft zu sehen.

Daß übrigens dieser ästhetische Taumel auch manche Köpfe schwindeln machte, und sie zu nicht geringen Lächerlichkeiten verleitete, kann man leicht denken. So gab es, zum Exempel, neumodische Prediger, welche sichs einfallen liessen, von der Kanzel das Christgläubige Volk in Klopstockischen Phrasen zu erbauen. Der gesunde Verstand und der gute Geschmack ward in holprichten Hexametern tausendfältig zu Tode gemartert. Die Schöngeisterey griff unter dem schönen Geschlechte sehr stark um sich, und eine Menge gefühlvoller weiblicher Seelen, von schwachen Nerven, ließ sich mit Apoll in ein geheimes Verständniß ein, wozu sie von den Musen nicht eingeladen waren, und welches im Grunde mehr den Priestern galt, als dem Gotte. Bey dem allem war diese poetische Schwärmerey toleranter, und auch unschädlicher als eine religiose; und dieser Taumel hatte auch seine gute Seite. Es herrschte unter den Gelehrten mehr Mittheilung, mehr gemeinschaftliches, lebendiges Intresse an den Wissenschaften. Man mußte sich nicht je zu zweyen und dreyen verschliessen, um über litterarische Gegenstände ein Stündchen lang schwatzen zu können. Man las sich einander seine Arbeiten vor, nützte sich durch freymüthige Kritiken, ermunterte sich durch wechselseitige Nacheiferung; und

wem es an Genie nicht gebrach, der mußte nicht besorgen, von wenigen gelesen, von noch wenigern verstanden, und in Kurzem vergessen zu seyn.

Dieß war die Stimmung, in welcher Geßner bey seiner Rückkehr die Gemüther seiner litterarischen Mitbürger fand. Kaum hatte Klopstock Zürich verlassen, als Wieland kam, und den poetischen Taumel unterhielt. Geßner zog davon allen möglichen Vortheil, ohne an den Extravaganzen der poetischen Thyrsusträger den mindesten Antheil zu nehmen. Sein grosser nnd heller Verstand, und sein feines Gefühl für alles Lächerliche verwahrten ihn davor hinlänglich, und in den Kreis seiner täglichen Gesellschafter wagte sich keine Gattung von Schwärmerey. Näfe, Steinbrüchel, Hirzel, Ulrich, Vögeli, Schultheß, und noch mehrere seiner Altersgenossen und Freunde hatten durch das Studium der alten Schriftsteller, und der Wolfisch Baumgartenischen Philosophie ihren Verstand aufgeklärt, und ihren Geschmack gebildet. Es waren alles junge Männer voll Feuer und Geist, und eines lebhaften Enthusiasmus für alles Schöne und Gute empfänglich. Aber die Scheidlinie, welche der Imaginationsheld nimmer zu treffen weiß, verfehlten sie nie. In ihren fröhlichen Zirkeln ward jede Verirrung der Einbildungskraft mit scharfem Spotte gegeisselt, jede Schiefheit des Verstandes von ihnen weggelacht.

Der erste Versuch, wodurch sich Geßner ankündigte, war das Lied eines Schweitzers,

an sein bewafnetes Mädchen. Dieses artige Gedichtchen findet sich in der kleinen Sammlung von Liedern, welcher ich oben als der zweyten Epoche seiner Poesie erwähnt habe. Es ward von ihm zuerst in den Crito, eine wenig bekannte Monatschrift eingerückt, welche im Jahr 1751 in Zürich von einigen Freunden und Schülern Bodmers herausgegeben ward, und woran Bodmer selbst Antheil nahm. Ein vorangesetzter Brief giebt dieses Gedichtchen für eine Uebersetzung aus, wovon das Original in einem Bande uralter, ohne sonderliche Wahl zusammengeschriebener Geschichten und Lieder zu finden wäre. Dieß war vermuthlich die Wand, hinter welcher der Verfasser die günstigen, oder ungünstigen Urtheile der Kenner und Künstjünger ruhig abhorchen zu können hofte. Allein ich habe hinlänglichen Grund, zu vermuthen, daß er weder von dem einen, noch von dem andern viel zu hören bekam. Denn theils war diese Speise für den Gaumen der damaligen Leser zu fein; theils war die Poesie von Bodmern beynahe ausschliessend für die biblische Epopöe in Beschlag genommen, und seine bis zur Austerität keusche Muse hatte über die erotischen Dichter den Bannfluch ausgesprochen.

Sein zweyter Versuch, den er auf den ersten ungefähr nach Jahresfrist folgen ließ, erregte eben auch kein besonderes Aufsehen. Dieß war die Nacht, welche im Jahr 1753 einzeln, ohne seinen Nahmen, herauskam. Ungeachtet er selbst

auf dieses kleine Gedicht einen so geringen Werth legte, daß er es in einem Briefe an seinen Französischen Uebersetzer une carricature, composée dans une heure de folie ou d'ivresse nannte, so ist es doch immer ein Probestück, welches zu den grösten Erwartungen berechtigte. Der Wahnsinn, worinn es erzeugt ward, war kein andrer, als der, welchem Plato in seinem Phädrus eine Lobrede hält; und an diesem Rausche ist der Antheil des Gottes der Dichtkunst nicht zu verkennen. Man sieht hier schon durchweg den glücklichen Mahler der Natur, jene Neuheit der Bilder, jene Frischheit der Farben, jenes milde, liebliche Kolorit, welches die Gegenstände hebt, ohne das Aug zu blenden, und jene glückliche Mischung des Intellektuellen und Sinnlichen, welche die leblose Mahlerey beseelt. Auch seine Prose ist hier schon gebildet, und hat alle die Ründung, und den klangreichen, harmonischen Fall, welcher das Ohr nicht minder entzückt, als der liebliche Wohllaut einer zauberhaften Versifikation. — Daß übrigens dieses kleine Gedicht in derjenigen Gestalt, in welcher es zuerst erschien, auch einige Flecken habe, welche der Verfasser bey gereifterem Urtheile und gereinigterem Geschmacke weggetilgt hat, das brauche ich weder zu leugnen, noch zu verhehlen. So ist auch jene angenehme, und sinnreiche Dichtung von der Entstehung der Johanniswürmchen, eine der schönsten Zierden dieses Stückes, erst später hinzugekommen. — Ich habe keine Spuren

vor mir, daß dieses Blatt in Deutschland einen tieffern Eindruck gemacht, oder ein besseres Schicksal gefunden habe, als so manche Blätter, welche nach ihrer Erscheinung sogleich wieder verschwinden. In Zürich erwarb es dem Verfasser den unbestimmten, und oft so zweydeutigen Kredit eines schönen Geistes.

Die Veranlaßung zu einem grössern Gedichte erhielt er durch eine zufällige Lektur. Er hatte in dem Bücherschranke seines Vaters den von Amiot übersetzten Longus gefunden; daher nahm er die Idee zu seinem Daphnis. Wer das Griechische Hirtenromänchen gelesen hat, dem brauche ich es nicht zu sagen, daß Geßner davon weiter nichts, als den einfachen Gedanken einer Schäferepopöe geborgt habe. Gerade damals, als die Verfertigung dieses Werkgens ihn beschäftigte, hatte er einen sehr genauen, und täglichen Umgang mit Hirzeln, dem berühmten Verfasser des philosophischen Bauers, und andrer Biographien. Ihre gemeinschaftliche Liebe zu den schönen Wissenschaften hatte unter ihnen ein festes Band geknüpft. Sie sassen oft halbe Tage beysammen, überwarteten die Essenszeit, oder liessen sich wenige Erfrischungen auf das Zimmer bringen, um ihre Lieblingsunterhaltung ungestört fortsetzen zu können. Nicht selten beschlich sie bey ihren traulichen Gesprächen die Mitternacht. Hatten sie sich dann, wie es je zuweilen geschieht, über litterarische Gegenstände, Schriftsteller, und

Schriften bis zur Erschöpfung ausgesprochen, so ließ Hirzel, welcher Geßners komische Laune bald ausgespürt hatte, sich von ihm die Geschichten der Schildbürger und Till Eulenspiegels erzählen. Er wußte es wohl, daß auch der abentheuerlichste Stoff das Medium eins Genievollen, Witz und Launereichen Kopfes unmöglich paßieren kann, ohne, wie die ungeheuerste Karrikatur durch die Stralenbrechung gewisser Gläser, wo nicht zum regelmäßigen, doch durch seine Originalität frappierenden Kunstwerke umgeformt zu werden. Wie so manches abgeschmackte Ammenmärchen hat nicht Wieland in ein entzückendes Gedicht umgezaubert!

Geßner hatte seinem Freunde einen grossen Theil des Daphnis zur Beurtheilung vorgelesen, als dieser ihm den Rath ertheilte, die Charaktere seiner Personen ein wenig mehr zu nüanzieren, sie öfter in Handlung zu setzen, und in das ganze Gedicht mehr Moral hineinzuflechten. Bey dieser letztern Aeusserung schüttelte Geßner den Kopf, und lachte: Ich soll den Moralist machen? Wahrhaftig diese Rolle würde mich fein kleiden! Dennoch entschloß er sich zum Versuche: so wie er überhaupt jede wohlgemeynte Kritik gut aufnahm, und willig befolgte. Auf diese Weise entstuhnden die beyden Episodien des Lamon, und des tugendhaften Aristus von Croton. Beyde schmücken das Gedicht: doch sieht man es, wie mir deucht, der letztern an, daß sie ein wenig zu sorgsam

bearbeitet, und nicht dem Plan entsponnen, sondern dazwischen eingeschoben ist. Wie er in seinen übrigen Gedichten allen den Rath seines Freundes benutzt habe, das liegt am Tage. Die reine Moral, und das warme Gefühl der Tugend, welches in seinem Gesange athmet, ist einer der schönsten Vorzüge seines Liedes.

Da das Gedicht zum Drucke fertig lag, wurden von Seite der Censur nicht geringe Schwürigkeiten erhoben. Man fand solche Liebesgeschichten wenig erbaulich, und die Einmischung heydnischer Gottheiten an einem Christlichen Dichter ziemlich anstößig. Ein geistlicher Censor protestierte gegen das Motto: Me juvat in gremio doctæ legisse puellæ, u. s. w. als gegen ein Aergerniß: ein weltlicher ließ dem Vater des Dichters sagen, er würde wohl daran thun, seinem Sohne je eher, je lieber, eine Frau zu geben. Beyde waren Männer von Verdiensten und Einsichten, zumal der eine zeichnete sich durch seinen grossen Verstand, und durch eine gründliche Gelehrsamkeit aus. Dieß scheint auffallend: dennoch kann es niemanden befremden, als wer die Macht der Vorurtheile, oder den Geist der damaligen Zeiten nicht kennt. Nur dreißig Jahre früher ward das von dem gelehrten und hellsehenden Jakob Scheuchzer vorgetragene System des Copernikus für eine den symbolischen Büchern zuwiderlaufende Neuerung, die Swammerdamische Entdeckung der Saamenthierchen für eine unzüchtige Lehre erklärt.

Konnte man billiger Weise mehr erwarten, als, daß die Bekanntmachung eines Gedichtes, welches in Zürich damals eine so neue Erscheinung war, als der Daphnis, nur nicht geradezu untersagt würde? Sie ward mit der Einschränkung bewilligt, daß das Motto ausgestrichen, und weder der Nahme des Verfassers, noch der Ort des Druckes genannt werden sollte. Wirklich findet man diese Bedingnisse in der ersten Ausgabe, welche im Jahr 1754 herauskam, pünktlich erfüllt.

Die Erscheinung dieses Gedichtes begründete bey seinen Mitbürgern vollends den Kredit seiner Schöngeisterey. Man fand den Daphnis zur Abwechslung mit Wielands Sympathien auf den Putztischen der Damen. Die schöne Welt, und die kritisch poetische Welt der Bodmerischen Kunstjünger nannte ihn, wiewohl die einen und die andern mit ganz verschiednen Nebenideen, in Gesprächen und in Briefen, den holden Geßner; und beyde glaubten, ihm damit gerade das gegeben zu haben, was ihm gebührte. Bodmer hieß ihn schlechtweg den Daphnis. Aber daß die Töne dieses holden Sängers der Liebe und jeder zarten Empfindung bald nachher in solchen Gegenden würden gehört werden, in welche noch kein Deutscher Laut hingedrungen war, davon schien damals niemand, und am wenigsten er selber, eine Ahnung zu haben. Was für eine Aufnahme dieses Gedicht in Deutschland gefunden habe, ist mir völlig

unbe-

unbekannt. Sie kann aber schwerlich ausgezeichnet günstig gewesen seyn: denn Geßners älteste Freunde wissen eben so wenig davon zu erzählen.

Im Jahre 1756 gab er Inkel und Yariko, als eine Fortsetzung der Bodmerischen Erzählung, auf einem einzelnen Blatte heraus. Er selbst hat dieses Gedicht in keine von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Schriften aufgenommen. Es erschien zuerst in der kleinen Ausgabe, welche 1789 bald nach seinem Tode herauskam. Ich habe auf Verlangen des Verlegers demselben einen kurzen Vorbericht beygefügt, auf welchem ich meine Leser verweise.

Grösseres Aufsehn erregten in Deutschland und in der Schweitz seine Idyllen, welche in dem nähmlichen Jahre erschienen. So wie Daphnis durch den Longus, so wurden diese durch die Lesung des Theokrit veranlaßet. Aber hier, wie dort, hatte er seinem Vorgänger wenig mehr, als den durch die Lektur abgezogenen Begriff der Dichtungsart zu danken, wenn gleich seine bescheidne Muse sich als eine Nachahmerinn des Griechischen Musters ankündigt. So viel mußte bald auffallen, daß er die unserm Zeitalter hin und wieder anstößige Rohigkeit des Theokritischen Hirtengesanges nicht bloß durch ecklere Wahl, genielose Kunst und Eleganz, wie Virgil; nicht durch eine mit der Einfalt des Hirtenlebens unvereinbare Kultur, und widrig kontrastierende Galanterie, wie einige Französische Dichter, zu mildern gesucht, sondern sich eine

neue Bahn gebrochen habe, welche von dem ausgetrettenen Wege seitwärts abführt. Diese Wahrnehmung, welche die Auffindung des eigentlichen Gesichtspunktes, wie man denken sollte, hätte erleichtern können, hat ihn sehr oft verrückt, und zu schiefen Vergleichungen zwischen ihm und dem Griechen mißleitet. Manche haben ihm die Entfernung von dem Charakter des Theokritischen Idyll als Entfernung von der Natur angerechnet, und seine zum Ideale sich hinneigenden Personen für Larven, nicht Gesichter, für Schäfer, nicht Menschen erklärt. Gerade als wenn Natur und Rohigkeit unzertrennlich verbunden wären, oder als wenn der idealisierende Künstler sein Werk nothwendig ausser die Persönlichkeit hinaus idealisieren müßte. Andre haben das, was eine Wirkung seines feinen Geschmackes, und einer richtigen Beurtheilungskraft war, als einen Vorzug des Genies in Anschlag gebracht, und ihm den Rang über Theokrit ertheilt, weil er das gewollt hatte, was jener weder wollte, noch auch, nach der Stuffe der damaligen Kultur, wollen durfte. Wenige haben den Punkt getroffen, nach welchem der poetische Werth von beyden einzig auszumitteln ist. Sie können, ungeachtet der berührten Verschiedenheit, beyde gleich vortreflich seyn. Der Theokritische Gesang ist, wie ein neuer Kunstrichter passend sagt, der Ton einer sanften Schallmey, der Geßnerische der Zauberklang einer Flöte, die in

dem Innersten der Seele nachhallt. Wie unbillig müßte man nicht seyn, um von der Flöte die starken Töne der Schallmey, oder von dieser den lieblichen Laut der Flöte zu fordern?

Ich habe den Charakter von Geßners Idyllen, im fünften Bande der Schriften der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft in Mannheim zu schildern versucht. Da sein Ruhm sich vornehmlich auf diese Dichtungsart gründet, so wird, was ich dort gesagt habe, hier seine Stelle mit Recht behaupten.

„Geßner hat sich eine eigne Schäferwelt er„schaffen, und sie mit den liebenswürdigsten, „seligsten Kindern eines goldenen Alters bevöl„kert. Es sind Geschöpfe seiner Phantasie, in „welchen seine edle, sanfte Seele sich spiegelt, „und in der That mehr Ideale, als Menschen. „Wir wagen es kaum seinen Schäfer Bruder „zu nennen, und der Kuß seiner Schäferinn „deucht uns für unsere Lippen zu rein. Theo„krits Hirten sind leidenschaftlicher, und ihre „Triebe sinnlicher. Ihre Unschuld ist die Ein„falt der Natursöhne aus dem jugendlichen Alter „der weder durch Kultur verdorbnen, noch durch „Aufklärung verfeinerten Menschheit. Schalk„haft ohne Bosheit, und schlimm ohne Tücke, „intreßieren sie uns immer, und verlieren unser „Herz auch dann nicht, wenn sie das moralische „Gefühl unsers Zeitalters beleidigen. Geßners „Schäfer sind Wesen von einer bessern Art als

„ wir Menschen sind. Sie haben alle Einfalt „ des kindischen Alters der Welt, und dabey „ doch das feine Gefühl aufgeklärter Mensch„heit. Der Adel ihres Herzens ist angestammt, „ nicht erworben, die Feinheit ihrer Empfin„dungen angebohren, und die Regelmäßigkeit „ ihrer Triebe in dem schönsten Verhältnisse mit „ beyden. Seine ganze Schäferwelt liegt unter „ einem glücklichern Klima, das von höhern „ Farben glüht, von einer goldnern Sonne, „ und einem silbernern Monde beleuchtet wird, „ und dessen Bewohner ihres Wohnsitzes werth „ sind. Ihre Liebe ist rein, wie der Aether, „ ihre Gesinnungen ungetrübt, wie der Felsen„quell, der sich im Marmorbecken sammelt. „ Wohlthun ist ihre Beschäftigung, ihr Gesang „ die Schönheit der Natur, kindliche Ehrfurcht, „ das Lob der Gottheit, und jeder sanftern Tu„gend. Sein losester Faun ist frömmer, als „ Theokrits Hirten."

„Freylich ist dieser Charakter der Geßneri„schen Schäfer ein allgemeiner Charakter, und „ ihre Persönlichkeit ist weniger ausgeprägt. Ih„re leidenschaftlose Ruhe verträgt sich mit indi„viduellen Zügen nicht so ganz gut. Wie Einer „ empfindet, so empfinden sie alle, und man „ glaubt beynahe überall nur Ein Wesen, aber „ dieses in verschiednen Verhältnissen, zu sehen. „ Wiederholung, und ermüdende Einförmigkeit, „ sollte man glauben, wären in solchem Falle „ unvermeidlich: allein wie gut hat er sie nicht

„ vermieden! Welche Abwechslung der Auftritte,
„ welche Mannigfaltigkeit der Situationen, und
„ welche Schattierungen der Tugend, der Liebe,
„ des Mitleidens und der Zärtlichkeit hat er
„ nicht überall anzubringen gewußt! Wie süß
„ stammelt nicht das Kind eben dieselbe Empfin-
„ dung, welche der Jüngling feueriger, der
„ Mann entzückter, und der Greis mit wonne-
„ voller Ruhe ausspricht! Wie unerschöpflich ist
„ nicht der Vorrath seiner Bilder, wie verschie-
„ den seine Gesichtspunkte, wie vielfach seine
„ Wendungen, und wie neugestempelt jede wie-
„ derkommende Empfindung!"

„ Wer Geßnern als Mahler kennt, und meh-
„ rere seiner schönen Stücke mit Gefühl betrach-
„ tet hat, der muß auch da die nämliche Be-
„ merkung gemacht haben. Nie ist er vortrefli-
„ cher, als wenn er idealisiert. Hayne, und
„ Tempel, und Gebäude vom edelsten Styl,
„ und zerfallne Denkmale, und Felsenwände,
„ und Wasserfälle, und badende Nymphen, und
„ kleine Satyrn, die mit Hirtenknaben zum
„ Tanze sich schlingen, sind ungefähr die Be-
„ standtheile seiner schönsten Gemählde. Alle
„ haben Einen Charakter, und doch sehr ver-
„ schiedne Gesichtspunkte: in allen athmet der-
„ selbe Geist, und doch ist derselben keines ko-
„ piert. Wer die Kunst so zu idealisieren ver-
„ steht, der wird einzig seyn durch alle Jahr-
„ hunderte, wie Geßner, und von allen Natio-
„ nen geliebt und bewundert, wie er."

„ Kein Dichter von der empfindsamen Gat=
„ tung entlockt unserm Auge die sympathetische
„ Thräne so leicht, und geht so sicher neben
„ aller Empfindeley vorüber: keiner verbindet
„ mit dieser Weichheit und Delikatesse einen so
„ festen Blick, und so viel männliche Weisheit. —
„ Die Anmuth seines Liedes gleicht dem nachläs=
„ sigen Schmucke der Schäferinn, und seine
„ Naivität ihrem Erröthen nach dem ersten
„ Kusse."

„ Theokrit und Geßner — beyde sind groß
„ und einzig in ihrer Art. Wer von beyden den
„ Preiß gewinne, das kömmt auf den Richter
„ an. Wenn Pan entscheiden soll, so erhält
„ Theokrit den Fichtenkranz: wenn Apollo Rich=
„ ter ist, so wird er Geßnern mit der im Mor=
„ genthau gepflückten Rose kränzen."

Der Ruhm der Geßnerischen Muse ward durch dieses Bändchen nicht wenig gehoben; das allgemeine Urtheil erklärte ihn bald für einen liebenswürdigen Dichter, und setzte ihn seinem Griechischen Vorgänger an die Seite. So rühmlich diese Vergleichung, und so glänzend ein solches Lob auch scheinen mag, so ward es doch insgemein mit einer Kälte und einer nüchternen Besonnenheit hingegeben, welche gegen den Entzückungsvollen Jubel, womit man früher und später in Deutschland so manche litterarische Erscheinung von ungleich geringerem Gehalte angekündigt hat, auf eine befremdende Weise absticht. Die Gründe davon mögen zum Theile in dem

geographischen, politischen, und litterarischen Verhältnisse der Schweitzer mit den Deutschen, und in den Bodmerischen Fehden, welche diese mit jenen für lange über den Fuß gespannt haben, aber auch nicht weniger in dem Charakter und der Geistesanlage der Nation, welche an dem Energischen und Kraftvollen ein vorzügliches Behagen findet, zu suchen seyn. Ein Dichter wie Geßner, verlangt Leser von feiner Geistestemperatur und äusserst reitzbaren Organen. Die Stralen seines Ruhmes mußten erst zu einem wolkenlosen Himmel hindringen, um in vollem Glanze zu leuchten.

Das Vaterland des Dichters machte in dieser Rücksicht keine Ausnahme. Man fand die Idyllen reitzend und allerliebst. Aber an diese Beywörter die Begriffe des Grossen und Ausserordentlichen zu knüpfen, das konnten nur wenige ins Reine kriegen. Ohne Zweifel trug sein persönlicher Charakter nicht wenig dazu bey, ihn in den Schatten zu stellen. Seine bewundernswürdige Simplizität, welche den Schriftsteller im Leben durchaus verbarg, die harmlose Gutmüthigkeit des menschenfreundlichen Jünglings, dessen Witz nur dem gesellschaftlichen Vergnügen dienstbar war, und den Stachel weder zum Glänzen, noch zum Verwunden schärfte, seine zuvorkommende Achtung für jeden Mann von Verdiensten, und sein bescheidnes Zurücktreten vor dem mit gründlicher Wissenschaft und tief geschöpften Kenntnissen ausgerüsteten Gelehrten;

alles dieses verleitete damals und auch späterhin viele, ihn zu mißkennen. Man nahm seine liebenswürdige, und, zumal an einem Dichter, so seltne Bescheidenheit für ein stilles Geständniß von dem Bewußtseyn seiner Schwäche. Und da man sein über alle Zweifel erhabnes Dichtergenie damit nicht besser zu vereinigen wußte, so half man sich, so gut man konnte. Er kann wohl dichten, hieß es, sonst aber kann er nichts. Es gab sogar viele, welche sich einbildeten, Geßner wäre durch irgend einen instinktartigen Mechanismus zum Idyllendichter gerade so organisiert, wie der Biber zum Bauen. Man gieng darin so weit, daß man sein Genie nicht bloß auf die Poesie, sondern sogar auf diese Dichtungsart einschränken wollte, und ihm die Fähigkeit in irgend einer andern etwas Nahmhaftes zu Stande zu bringen, nur nicht geradezu absprach. Auf diesen Ton äusserte sich Bodmer, welcher, seit der Uebersetzung des Milton, und der Erscheinung des M e ß i a s und N o a h, eine allzu ausschliessende Vorliebe für das heroische Gedicht gefaßt hatte. Geßner wäre, sagte er, ein ganz artiger Idyllendichter: aber an den Entwurf und die Ausführung einer Epopöe würde er sich wohl nimmer wagen.

So sehr auch der Verfasser der Idyllen von aller Anmaaßung entfernt war, so fand er sich doch durch ein so absprechendes Urtheil von seinem Genie gereitzt. Dieß war es eigentlich, was ihn veranlaßte, den T o d A b e l s zu dich-

ten. Hierüber ertheilt uns der Vorbericht einige nicht undeutliche Winke. Wenn gleich dieses Gedicht unter den Produkten der Geßnerischen Muse keine der ersten Stellen einnimmt, so hat er doch seinen Beruff zu mehr als Einer Dichtungsart dadurch, wie ich denke, hinlänglich legitimiert. Zwar hat dieses Werk in Deutschland, und, wie ich höre, auch in Engelland, einige strenge Beurtheiler gefunden. Der Deutsche Kunstrichter, welcher es im vierten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste angezeigt hat, erhebt einige Einwendungen dagegen, welche ich nicht durchweg ungründlich zu nennen wage. Aber theils ist sein Tadel, auch da, wo er trift, zu strenge, theils legt er darauf ein Gewicht, welches eine billige Kritik übertrieben findet. Auch hat er manches aus einem einseitigen, oder ganz falschen Gesichtspunkt angesehen.

Der ganze Plan des Gedichtes ist, nach seiner Behauptung, fehlerhaft. „Am Ende des ersten „Gesanges, sagt er, sind alle Schwürigkeiten „gehoben. Kain hat sich völlig mit seinem „Bruder versöhnt; alles ist ruhig: also hat das „Geschichtchen hier ein Ende." Wie unbillig, und wie übereilt! Der erste Paroxysmus von Kains moralischer Krankheit ist vorüber: und das ist es alles. Wird daraus folgen, daß er nicht nur genesen werde, sondern die Krankheit bereits schon überstanden habe? — „Der zweyte „Gesang ist eine Erzählung, die in das Ganze

„ nur einen entfernten Einfluß hat." Und haben denn Homer und Virgil keine episodischen Gesänge? — „Mit dem dritten Gesang fängt „ die Handlung, und also erst das Gedicht an, „ und am Ende des vierten stehn die wenigen „ Triebräder der Handlung, die den Dichter in „ Bewegung gesetzt, schon wieder stille. Ohne „ den ausdrücklichen Befehl des Engels, würde „ die Beerdigung Abels nicht mehr zur Hand„ lung gehören." Allein ist denn Abels Beerdigung der ganze Inhalt vom fünften Gesange? Sie füllt gerade nicht mehr, und nicht weniger, als den sechsten Theil davon aus. — Angenommen, daß, wie der Kunstrichter sagt, Thirzas und Mehalas Empfindungen, der Thirza nächtliche Klagen, und Kains Verzweifelung Gegenstände seyen, welche der Dichter schon erschöpft hat, so sind doch diese Klagen, und diese Empfindungen verschiedentlich nüanziert. Wer die Klagen des Vaters und der Mutter schon gehört hat, dem werden die Klagen der Gattinn und Schwester darum nicht eine müßige Wiederholung dünken: und eine andre Situation bildet Kains dumpfe, unbestimmte Verzweiflung nach der raschen, unüberlegten That; eine andre seine, von den sich drängenden, und kreutzenden Empfindungen der Reue, des Mitleidens, und der Bewunderung zerrissene Seele, da er, im nahen Gebüsche versteckt, die Gattinn des erschlagnen Bruders auf seinem Grabhügel jammern, und selbst für den Verbrecher beten hört.

Und wie konnte der Kunstrichter hier vergessen, jene rührende Scene der mit dem unsteten Flüchtling auswandernden Familie in Anschlag zu bringen, welche den Beschluß macht, und die er selbst anderswo so sehr gerühmt hat? Alles dessen ungeachtet nehme ich es nicht auf mich, den Plan dieses Gedichtes vom Tadel frey zu sprechen. Aber er ist auch lange nicht so schlecht, als jener Kunstrichter uns gerne bereden möchte: und wenn der Plan den Werth der Epopöe an und für sich entscheidet, so wüßte ich nicht, wie Virgil und Klopstock bey einer solchen Schätzung bestehen könnten.

Am wenigsten ist der Kunstrichter mit dem Charakter Kains zufrieden. Er findet ihn nicht lasterhaft genug, und eben deswegen den Brudermord nicht genug motiviert. „Wie kömmt „es, sagt er, daß der Dichter gar nicht daran „gedacht hat, den Tod Abels, den Hauptzweck „des ganzen Gedichtes, nur mit einem Worte „vorzubereiten? Daß Abel in diesem Gedichte „umkommen werde, weiß der Leser bloß aus „dem Titel." (Doch auch noch aus der Ankündigung, sollte ich denken.) „Er erfährt es „von dem Dichter nicht eher, und Kain selbst „läßt es sich nicht eher träumen, bis die Keule „niedersinkt, und Abels Haupt zerschmettert. — „Es ist beynahe so viel, als wenn er seinen „Held hätte unversehens vom Berge herunter „stürzen lassen."

Wahrhaftig, das nenne ich, in Vergleichungen stark seyn. — Abels Tod wäre mit keinem Worte vorbereitet? — Mit keinem Worte? Nun was liegt daran, wenn er nur durch Handlungen, Empfindungen, und die ganze Kette der Begebenheiten und Umstände vorbereitet ist. Oder ist etwa Kains rohes, freudeloses, ungestümes, mit Abels sanftem Charakter in einem steten Widerspruche liegendes Temperament; ist sein durch die gerechten Vorwürfe der Seinigen und Abels Liebkosungen genährter Unmuth; ist seine durch die von Abel bewirkte Rettung des kranken Vaters, und alle sie begleitenden Umstände gereitzte Eifersucht; ist der beugende Gramm über sein von dem Herrn verworfnes, und Abels genehmigtes Opfer; ist endlich jener entsetzliche Traum, wodurch Anamelech seine schon zerrüttete Seele der Verzweifelung in die Arme geisselt, ist alles dieses keine Vorbereitung auf den letzten, entscheidenden Schlag?

„Vielleicht hat sich der Dichter gescheuet, „Kain einen überlegten Brudermord zuzuschrei„ben." — Daran hat der Dichter sehr wohl gethan. Er würde aus ihm ein Scheusal gemacht haben, welches uns so wenig intreßieren könnte, als der Meuchelmörder, der auf den Vorübergehenden mit dem Dolch im Winkel lauert. Und was würde aus dem ganzen Gedichte geworden seyn? Wenn Kain den Brudermord bey sich überlegt und beschlossen hatte, so sind alle Triebräder unnütze, und alle weitern

Machinationen sind eine zwecklose Verzögerung der Katastrophe. Er hat weiter nichts zu thun, als den Bruder aufzusuchen, und ihn zu morden. Bey dieser Voraussetzung ist weder ein epischer Plan, noch eine Intrige möglich. So wie hingegen der Dichter diesen Charakter entworfen, und durchgeführt hat, geht die Handlung ihren nothwendigen, natürlichen Gang vom Anfang bis zum Ende. Wenn gleich Kain selbst, bis zum letzten entscheidenden Momente, keine Ahnung jener Frevelthat zu haben scheint, so geht er doch festen Schrittes seinem Verhängnisse entgegen. Der Leser sieht seinen immer höher gespannten Mißmuth, und sein Rache brütendes Herz macht ihn für den Ausgang besorgt. Die Katastrophe selbst, so sehr sie auch überrascht, ist weder zufällig, noch erzwungen, und durch den Druck der letzten Maschine so natürlich, als immer möglich, bewirkt. Es ist eine gesprengte Mine, wovon der Schutt eben so gut nach den Gesetzen der Dynamik da liegt, als wenn er mit Karst und Spate allmälig aufgewühlt wäre. Kurz, der Dichter scheint mir gerade von dieser Seite eine tieffe Einsicht in die Regeln seiner Kunst, und in die Natur des menschlichen Herzens gezeigt zu haben.

Ich habe es nicht unschicklich geglaubt, mich in eine nähere Prüffung dieser Kritik einzulassen. Denn bis auf jetzo ist dieses, so viel ich weiß, noch von niemandem geschehen. Um so viel mehr bin ich überzeugt, daß es weniger der innere

Werth des Gedichtes, als eben diese Beurtheilung ist, was das Schicksal desselben in Deutschland bestimmt hat. In Frankreich hat der Tod Abels, wie ich bald zeigen werde, damals, als man von den Idyllen noch nichts wußte, eine glänzende Aufnahme gefunden, und den Nahmen seines Verfassers nicht bloß bekannt, sondern berühmt gemacht. In Deutschland, und zum Theile auch in der Schweitz, spricht man davon immer noch mit zweydeutiger Zurückhaltung. Woher diese Verschiedenheit? Ohne Zweifel daher: Das Französische Publikum wartet nicht zu, bis seine Journalisten den Ton geben. Es urtheilt selber: und urtheilt, wofern nicht Leidenschaft und Kabale es mißleiten, richtig und fein. Aber bey einem Publikum von ungebildetem Geschmacke, und ein solches ist das Deutsche noch immer, wird ein mittelmäßiges Werk so schnell gehoben, als ein vortrefliches niedergehalten, oder gestürzt. Man bemüht sich, schön zu finden, was die kritischen Sprecher für schön erklären, und fängt an, sich seines Beyfalls zu schämen, so bald diese den Ton ändern. Bey einem solchen Publikum entscheidet oft die Laune eines guten, oder die Unwissenheit eines schlechten Kunstrichters das Schicksal eines Werkes für immer.

Im Jahr 1762 gab Geßner seine Gedichte in einer Sammlung von vier Bänden heraus; wovon der vierte, das Lied eines Schweitzers und die Nacht ausgenommen, durchaus neue

Stücke enthielt. Diese waren der erste Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder, nebst den beyden Schauspielen Evander und Erast. Der letztere ward mit vielem Beyfall aufgenommen. Ungeachtet dieses kleine Theaterstück mehr ein Entwurf, als ein ausgeführtes Schauspiel schien, so gefiel es doch eben so sehr durch die Erfindung, und verschiedne rührende Situationen, als durch die gut entworfnen, und wohl ausgeführten Charaktere, zumal durch den Charakter des ehrlichen Simon. In dieser Rücksicht liessen ihm auch die strengsten Beurtheiler Gerechtigkeit widerfahren; so wie hingegen die billigsten fanden, daß die Handlung nicht lebhaft genug, und in den Auftritten manches versehen wäre.

Ein strengeres Gericht ergieng über den Evander. Man fand die Anlage nicht fehlerfrey, Erfindung, Situationen, Charaktere, und Entwicklung so gemein und abgenutzt, daß sie nicht die geringste Wirkung mehr thun könnten. So urtheilt unter andern, in dem achtzehnten Bande der Briefe über die neuste Litteratur, ein Deutscher Kunstrichter, welcher, einzelne Züge, das sanfte Kolorit, und den reitzenden Styl abgerechnet, dieses Stück des Geßnerischen Nahmens ganz unwürdig findet. Ungeachtet ich aus einem Briefe von Herrn Huber an Geßner weiß, daß, im Ganzen genommen, das Urtheil über dieses Schauspiel in Frankreich nicht viel glimpflicher ausfiel, so gebe ich es

doch nicht auf, zur Vertheidigung desselben ein Wort zu sagen.

Ich glaube keinen bessern Beweis meiner Unpartheylichkeit in dieser Sache geben zu können, als, wenn ich meine Schutzrede mit dem offenherzigen Geständnisse anfange, daß ich jenen Tadel größtentheils für gegründet halte. Es ist wahr, der Stoff dieses Schauspieles ist nicht nur aus dem Longus geborgt, sondern ziemlich abgenutzt. Anlage, Situationen, Charaktere, Entwicklung sind weder fehlerfrey, noch neu, noch hervorstechend, noch überraschend. Wenn sie das alles wären, so würde ich das Gedicht für ein Meisterstück vom ersten Range halten: so aber begnüge ich mich, es schlechtweg ein vortrefliches Gedicht zu nennen.

Wahrhaftig eine lächerliche Genügsamkeit, die sich begnügt, ein im Stoffe, in der Anlage, in Situationen, Charaktern und Entwicklung, und also in allem, was ein Schauspiel zum Schauspiele macht, fehlerhaftes Ding, zwar kein Meisterstück, aber doch ein vortrefliches Schauspiel zu nennen! — Um Vergebung, so habe ich es nicht genannt, sondern ein vortrefliches Gedicht. Und bevor die Ungedult mancher Leser, welche es nicht begreiffen, wie ein schlechtes Schauspiel ein vortrefliches Gedicht seyn könne, mir eine zweyte Frage in den Weg wirft, so mögte ich sie wohl bitten, mich ein wenig ruhig anzuhören. Aus dem, was ich zu sagen habe, werden ihre

Fragen sich von selbst beantworten; oder ich habe auch in der Hauptsache unrecht.

Von Aristoteles an bis auf Batteux, und noch später, haben die Regeln dem Genie sehr oft zu nahe gethan, und dem ausschliessenden Kunstrichter manchen schlimmen Streich gespielt. Dieß hat man zuweilen gefühlt, und den Ban zu erweitern gesucht. So hat man in der dramatischen Dichtungsart zwischen Intrigestücken, und Charakterstücken einen Unterschied gemacht, ungeachtet das vollkommne Drama beydes, sowohl die Intrige, als die genaue Charakterzeichnung umfaßt. Die Kunstrichter waren billig genug, den Dichter nach seinem Zwecke zu beurtheilen, und eine Vernachläßigung, wodurch dieser nichts einbüßte, ihm nicht allzu hoch anzurechnen. Allein muß sich denn der Zweck des Dichters nothwendig auf eine von diesen beyden Gattungen einschränken? Oder ist jedes Schauspiel, welches sich weder von Seite der Intrige, noch der Charaktere auszeichnet, gerade deswegen auch ein schlechtes Schauspiel? Wie nun, wenn sich ein Zweck, und zwar ein sehr poetischer Zweck gedenken liesse, wobey die dramatische Form weiter nichts, als das kahle, nackte Gerüst wäre, und der bey einem abgenutzten Stoffe, bey einem mangelhaften Plane, bey einer schwachen Charakterzeichnung, und einer sehr gemeinen Entwicklung recht gut zu erreichen stühnde?

Ein solcher Zweck liegt offenbar bey Geßners Evander zum Grunde. Nicht das abgenutzte Histörchen von zwey Kindern von edler Geburt, die einander im Hirtenkleide lieben: nicht die triviale Entwicklung, welche die Liebenden in eben dem Momente, in welchem sie sich auf immer getrennt glauben, mit einander auf immer verbindet, noch irgend eine andre Armseligkeit von dieser Art ist es, wodurch Geßner hoffen konnte, seine Leser zu entzücken. Dieß alles ist weiter nichts, als die Leinwand, auf welche er seine Farben aufgetragen hat: und diejenigen, welche den Stoff als die Hauptsache betrachteten, haben das Kunststück von hintenzu angesehen, und damit freylich für die Kritik einen hübschen Spielraum gewonnen. Allein offenbar war der Zweck des Dichters kein andrer, als der, das richtige Naturgefühl, die reitzende Unschuld, die glückliche Genügsamkeit und Einfalt des Hirtenlebens, mit dem höfischen Prunk, den erkünstelten Bedürfnissen, und allen den, bald lächerlichen, bald beklagenswürdigen Verschrobenheiten der verschlungneren bürgerlichen Gesellschaft in einen recht lebhaften Kontrast zu stellen. Dieß ist der Punkt der Wirkung, nach welchem alles sich hinneigt; und gerade die schönsten Auftritte sind es, aus welchen dieser Zweck unverkennbar hervorleuchtet. Wer diesen Zweck mißkannte, der mußte nothwendig auch jene Auftritte mißkennen. Denn wenn der Dichter die Fabel um ihrer selbst willen wählte, und bearbeitete, so

sind es wahre Flickscenen, und die gewöhnliche Nothhilfe einer an Erfindung dürftigen Phantasie. So hat jener Kunstrichter in den Briefen über die neuste Litteratur geurtheilt, und nach seinem irrigen Gesichtspunkte urtheilen müssen. „Rathen Sie einmal, so schreibt er, womit „die beyden letztern Aufzüge erfüllet werden. „Nachdem der Vater den Sohn erkannt hat, „so kommen ein Petitmätre, ein Officier, ein „Hofmann, und ein Gelehrter, als wenn sie „Pyrrhus recht ausdrücklich deswegen in seinem „Schiffe mitgebracht hätte, daß sie dem Dichter „sollen helfen, den zweyten Aufzug ausfüllen. „Jeder von diesen Charaktern wünscht dem „Evander Glück, daß er das schlechte Schäferleben verlassen, und schildert nach seiner „Art die Welt. Die Antworten des Prinzen „und die ganzen Scenen können Sie sich leicht „vorstellen, wenn Ihnen auch nicht gleich Ar„lequin sauvage vielleicht einfallen möchte; denn „diese Wendung ist von vielen Schriftstellern „genutzt, und abgenutzt worden."

Der Kunstrichter ist, wie es scheint, in der Laune, zu spotten: aber gewiß kleidet ihn hier diese Laune nicht gut. — Freylich hat Pyrrhus jene vier Schufte ausdrücklich mit sich bringen müssen, weil der Dichter ihrer zu seinem Zwecke bedurfte, — nicht zwar um ihn aus einer Verlegenheit zu ziehen, sondern um den oben angezeigten Kontrast von mehrern Seiten ins Licht zu stellen. Und dieß hat der Dichter so vortreflich

gemacht, daß man wünschen möchte, Pyrrhus hätte noch mehrere mit sich gebracht. Denn — wahrhaftig, der Kunstrichter bedenkt nicht, was er sagt, wenn er meynt, die Antworten des Prinzen und die ganzen Scenen könne man sich leicht vorstellen. Freylich wohl! Daß der Prinz, als ein ächtes Kind der Natur, die Thorheiten, Widersprüche und Verirrungen der grossen bürgerlichen Gesellschaft in demjenigen Lichte darstellen werde, in welchem sie einem unverdorbnen Gefühl, und einem gesunden Verstande erscheinen müssen — o ja! Das kann sich jeder leicht vorstellen. Aber wer damit schon zufrieden ist; wer sich nur um das Was, und nicht auch um das Wie bekümmert; wer zumal nicht zu wissen verlangt, wie so etwas ein Geßner macht, der möchte wohl immer die Dichter ungelesen lassen. Was braucht er einen Lafontäne zu lesen, wenn er Stoppe gelesen hat!

Ich gestehe es ohne Scheu, daß ich jene vier Scenen, und auch die dritte Scene des dritten Aufzuges, worinn Alcimna sich mit ihren beyden Aufwärterinnen unterredet, nie anderst als mit Bewunderung und Entzücken betrachtet habe. So sehr ist die reine Sprache der Natur darinn durchweg getroffen: so sehr wird jedes Wort in dem Munde der arglosen Einfalt zur treffendsten Satyre: so klein und ärmlich erscheint der Weisheitsdünkel jener eingebildeten Weltkinder, vor der Unwissenheit dieser Kinder der Natur: so viel gesunden Menschensinn zeigen diese in jeder

Antwort, und in jeder Frage eine so bezaubernde Naivität! „Was willst du, (sagt Evander zu „dem Hofschranze, der sich vor ihm auf die „Erde wirft) was willst du? Suchest du was „Verlornes hier auf der Erde?" und Alcimna zu den Hofdamen, die sich glücklich preisen, ihr aufwarten zu dürfen: „Ihr seyt sehr gutherzig, „daß ihr mir schon so sehr gewogen seyt, da „ihr mich doch nur den Augenblick zum ersten „mal sehet, ihr Jungfern!" Mit dergleichen Reden sind diese Auftritte angefüllt. Dieß ist die feinste Ironie, wenn der gesunde Verstand durch das Organ ehrlicher Einfalt spricht, um desto sichrer von dem Thoren belacht zu werden. Denn lächerlicher wird der Thor nie, als wenn er da mitlachen hilft, wo der Spott, ohne daß ers weiß, ihn selbst trift.

Allein mußte denn der Dichter zu diesem Zwecke gerade auch diese Form wählen? Schade für die schönen Scenen, daß sie in einem mittelmäßigen Schauspiele stehen! — In einem Schauspiele wenigstens, und es fehlt nicht viel, daß ich behaupten möchte, in diesem Schauspiele mußten sie stehen, um das zu werden, was sie sind. Evander und Alcimna mußten sich in einer solchen Situation befinden; sie mußten auf dem Punkt seyn, ihr glückliches Hirtenleben mit einem Stande zu vertauschen, welchen sie weder genugsam kannten, noch, in wie fern sie ihn kannten, daran Geschmack finden konnten; sie mußten mit allen diesen von der Welt und Hofluft

verstimmten, für sie so heterokosmischen Menschenlarven nicht bloß zufällig zusammentreffen, sondern sie gerade in diesem Verhältnisse sehen, sich von ihnen umlagert, verfolgt, und gedrückt fühlen, um über ihre jetzige und künftige Lage nicht nur viel schönes und treffendes zu sagen, sondern es mit allem dem Intresse, der Wärme, der so eignen Stimmung und Laune zu sagen, mit welcher man es hier gesagt findet. Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche den Menalkas und Aeschines unsers Dichters mit diesem Theile des Evanders. So schön jenes Idyll auch ist, wie tief steht es nicht unter diesen Scenen!

Und was die Mittelmäßigkeit des Schauspieles an sich betrift, so bitte ich zu bedenken, daß es nach seiner Benennung, und nach der Bestimmung seines Verfassers ein Schäferspiel ist, und seyn soll. Diese Gattung hat ihre besondern Regeln. Sie kann und darf nicht nach den stärkern Leidenschaften, und verschlungneren Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, von welchen das Geflechte der dramatischen Intrige den grösten Vortheil zieht, sondern einzig und allein nach dem beschränktern Ideenkreise, nach der einfachern Lebensart, und den sanftern Sitten der unschuldigen Schäferwelt gerichtet werden. Wer dessen ungeachtet darauf bestehen will, daß es ein mittelmäßiges Schauspiel sey, der mag es meinetwegen thun. Immer werde ich behaupten, daß dieses mittelmäßige Schauspiel ein

vortrefliches Gedicht sey. Man halte von der Paradoxie einer solchen Aeusserung, was man will; ich kann sie mit Gründen, und was bey den meisten Lesern noch mehr wirkt, als Gründe; ich kann sie mit Beyspielen belegen, gegen welche nicht leicht jemand etwas einwenden dürfte. Alles was in Deutschland Geschmack und Einsichten besitzt, vereinigt sich, Leßings Nathan, und Wielands Musarion für ein Paar der grösten Meisterstücke der Deutschen Poesie zu erklären, ungeachtet jenes ein Schauspiel ist, welches manchem Schauspiele, dieses eine Erzählung, welche mancher Erzählung nachsteht.

Ein Schauspiel, und eine Erzählung? — So eben besinne ich mich, daß Herr Engel, der scharfsinnigste und geschmackvollste aller jetzt lebenden Deutschen Kunstrichter, die Sache aus einem andern Gesichtspunkte gefaßt hat. In seiner Poetik hat er gezeigt, daß die Dichtungsarten sich oft vermischen, daß eine auf die andre gepfropft, und mehrere in einander verschlungen werden können. Eine derselben wird die herrschende seyn, und durch diese wird die Klaßifikation des Gedichtes bestimmt. Die übrigen mitverbundnen dienen jener als Form und Vehikulum, und müssen sie unterstützen und beleben, ohne durch allzu grosse Lebhaftigkeit sie zu verdunkeln. Dieser Bemerkung zufolge erklärt Herr Engel den Nathan nicht für ein Drama, sondern für ein dramatisches, die Musarion nicht für eine Erzählung, sondern für ein erzählendes Lehrge-

dicht: und zwar jenes für das rührendste, erhabenste, tiefste, Ideenreichste, dieses für das anmuthigste und schönste aller Lehrgedichte. Ich werde wenigstens mit eben so vielem Rechte Geßners Evander für ein dramatisches Lehrgedicht, oder, wenn man lieber will, für ein dramatisiertes Idyll erklären, und zwar für eines der schönsten und naivesten, welche Geßner gemacht hat.

Ich hoffe, daß meine Leser diese ziemlich lange Digreßion (wenn anders die Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem dieses allgemein mißkannte, und schief beurtheilte Gedicht angesehen werden muß, eine Digreßion heissen kann) mir um so viel williger verzeihen werden, da ich sie sonst überall mit einer müßigen Widerholung dessen, was zum Lobe meines Helden von andern gesagt worden, geflissentlich verschont habe. Hätte Geßner einen andern Vertheidiger vor mir gefunden, so würde ich mich auf eine kurze Darlegung der Gründe beyder Partheyen eingeschränkt haben. Da aber dieß nicht geschehen ist, so habe ich es der Mühe werth geglaubt, eine gänzliche Revision des Prozesses vorzunehmen. Bey dem Folgenden werde ich mich kürzer fassen, wenn es möglich ist: doch ich kann für nichts stehen.

Den ersten Schiffer dichtete Geßner auf einem nahe bey der Stadt gelegenen Landhause, in einer der reitzendsten Gegenden von Zürich. Ein kleiner mit Schilf bewachsener Teich stieß an seine Wohnung. Daselbst sah man ihn, in süsse

Träumereyen vertieft, oft Stundenlange sitzen. Ohne Zweifel entspann sich da der erste Gedanke zu diesem reitzenden Gedichte. Vielleicht findet mancher diese Vermuthung ein wenig vorschnell, und eine solche Veranlaßung allzu entfernt. Allein würden nicht, wenn wir den Eingang kennten, durch welchen die schönsten und wichtigsten Entdeckungen in die menschliche Seele gekommen sind, die ersten Veranlaßungen uns meistens eben so entfernt und unzusammenhängend scheinen? Gleichwohl ist in dem Kopfe des Genies alles angebahnt und succeßiv. Der räsonnierende Verstand kettet an die bekanntesten Prämissen eine Reyhe von Mittelsätzen, welche auf tiefliegende Wahrheiten führen. Die dichtende Phantasie wird eben so, stuffenweise durch eine stetige Reyhe von Vorstellungen von der alltäglichsten Erscheinung auf die schönsten Ideen geleitet. Wir, die wir nur das erste, und das letzte, die Veranlaßung und das Resultat sehen, und den Keim von diesem in jener suchen, glauben da einen Sprung wahrzunehmen. Aber der Keim liegt in der Seele des Genies, und die Veranlaßung ist nur der Sonnenstral, welcher jenen hervorzieht. Daher sieht jeder, nach dem Umfange und Gehalt seiner eignen Ideen, in dem nähmlichen Gegenstande bald mehr, bald weniger, bald dieses, bald etwas anders. In einem seiner radierten Blätter hat Geßner eine sehr mahlerische Anhöhe, welche nach der Natur gezeichnet ist. Dieß ist das Hochgericht zu Eglisau.

Ein minder poetischer Künstler würde in den drey Balken nichts, als einen Galgen gesehen, und sich mit Weglassung desselben begnügt haben. Geßner sah darinn das Peristylium eines Griechischen Tempels.

Man ist darüber ziemlich einverstanden, daß diese kleine Epopöe unter den Produkten der Geßnerischen Muse eine der ersten Stellen einnehme. Auch der vorhin erwähnte Kunstrichter kann ihr seine Bewunderung nicht versagen. Geßner selbst hat immer eine besondre Vorliebe für dieses Stück geäussert. In der That läßt sich nichts vollkommneres gedenken. Der Stoff an sich ist mit Einsicht und grosser Beurtheilungskraft gewählt, der Plan so natürlich entworfen, als glücklich ausgeführt, und die Charaktere wohl gezeichnet, füraus der Charakter Melidas ist von einer entzückenden Naivität.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eines Tadels zu erwähnen, welcher, laut eines Briefes von Herrn Huber, von einigen Kunstrichtern in Paris gegen den Plan dieses Gedichtes erhoben ward. Sie fanden nähmlich, daß der erste Schiffer nicht genug Wahrscheinlichkeit von dem Daseyn der Melida vor sich hätte, um einen so gewagten Entschluß auszuführen. Eine dunkle Erinnerung, daß er das schöne Mädchen in seiner Kindheit selbst gesehen hätte, würde, glaubten sie, die Ueberfahrt besser motiviert haben.

Ich finde diesen Tadel mehr scheinbar, als gründlich. — Der Jüngling sollte nicht genug Wahrscheinlichkeit von Melidas Daseyn gehabt haben? Daß sie einmal da gewesen wäre, wußte er von seinem Vater. Noch stand derjenige Theil des Vorgebirges, auf welchem ihre Hütte gelegen war, als Insel da. Die Hütte selbst sammt den sie umringenden Bäumen hatte einst ein Mann von besonders scharfem Auge zu entdecken geglaubt. Und Melida hatte der Jüngling freylich nur im Traume gesehen, aber in einem Traume, welcher mit Macht auf seine Seele gewirkt hatte. Wenn diese Wahrscheinlichkeit für die kühle Vernunft nicht vollwichtig ist, so ist sie es für die tief erschütterte Einbildungskraft. — Ich fürchte fast, die französischen Kunstrichter haben den ersten Schiffer aus der poetischen Idyllenwelt in die bürgerliche versetzt, und die Einfalt einer mit der Kindheit ringenden Kultur nach den Gesetzen der bis zum Raffinement ausgebildeten Vernunft gerichtet. Aber auch so haben sie ihn noch zu strenge beurtheilt. Die Ueberfahrt des ersten Schiffers ist, wie ich denken sollte, zum wenigsten eben so gut motiviert, als die Seereise des Columbus, und, auch ohne Göttermaschinerie nicht so gewagt.

Aber was konnte es denn schaden, wenn der Jüngling sich erinnerte, Melida selbst gesehen zu haben? — Laßt mich dagegen fragen, was es nützen konnte? Um von ihrem ehmaligen Daseyn überzeugt zu seyn? Dafür leistet ihm das Zeugniß seines Vaters hinlängliche Bürgschaft. Um sei-

ne Liebe zu motivieren? Allein was ist denn das für eine Liebe, die ein lallendes Kind erregt, und wenn es auch noch so engelgleich wäre? Wohlgefallen, Bewunderung, aber gewiß nicht Leidenschaft: denn diese kann erst das reifende Mädchen entflammen. Also wird man die Frage vielleicht anderst stellen. Man wird vielmehr fragen, was es schaden konnte, wenn der Dichter jene schreckliche Naturbegebenheit, wodurch die Spitze des Vorgebirges zur Insel ward, ein wenig weiter hinausrückte, und Melida als Geliebte von dem Schiffer getrennt werden ließ. — Was dies schaden konnte? Gewiß mehr, als man denkt. Wenn der Dichter dies that, so war Melidas so ganz eigne und neue Situation, so war ihre unbestimmte, von einem ihr unerklärbaren Naturgefühle angeregte Sehnsucht, so waren jene Reden, worinn sich die Naivität dieses liebereitzenden Geschöpfes so schön entfaltet, so waren ihre neugierigen Fragen und Zweifel, womit sie ihre Mutter so sehr in die Enge treibt, ihre so seltsame Ueberraschung bey dem ersten Anblick eines männlichen Wesens, die Aeusserung ihrer von Unschuld, Natur, und Liebe geleiteten, durch keine Rücksicht auf conventionnellen Wohlstand gehemmten Empfindungen, und damit zugleich das hauptsächlichste, und schönste Intresse des Gedichtes rein weggetilgt. Und was für einen Ersatz für dieses alles könnte uns eine bis zur völligen Befriedigung einer klügelnden Vernunft motivierte Handlung geben? So erhebt oft die einseitige Kritik einen

Tadel, welcher schärfer besehen, der gröste Lobspruch ist.

Ein beträchtlicher Zeitpunkt von mehrern Jahren gieng, seit der Erscheinung dieses Bändchens vorüber, ohne daß Geßner sich wieder hören ließ. Seine wechselweise entschlummernde, und wieder erwachende Liebhaberey für die zeichnenden Künste war mittlerweile zum leidenschaftlichen Hange angewachsen, schien sich seiner ganz bemächtiget, und der Dichtkunst ihn für immer entzogen zu haben. Endlich kam im Jahr 1772. sein zweytes Bändchen Idyllen, nebst dem Briefe über die Landschaftmahlerey heraus. Die Idyllen haben, ausser dem poetischen Verdienste, welches sie mit den frühern theilen, noch den besondern Vorzug, daß bey mehrern derselben entweder die individuelle Empfindung seiner häuslichen Glückseligkeit, oder ein besondrer Vorfall seines Lebens zum Grunde liegt. In diese Zahl gehört der Herbstmorgen. „O jener Morgen, (so sprach „er mit inniger Rührung zum Abt Bertola) je„ne Gattinn, jene Kinder — da sind sie! Für „uns schrieb ich jenes Gemählde. Meine Fami„lie wars, die mich begeisterte: ich beschrieb ih„re und meine Glückseligkeit.„ Wenn ich gleich Bertola, in dem, was er über Geßner sagt, für keinen zuverlässigen Zeugen halten kann, so traue ich doch hierinn seinem Zeugnisse: aber ich traue ihm gerade nur darum, weil ich weiß, daß er nicht der einzige ist, gegen den Geßner sich so geäussert hat. Ein andres Idyll, welches Daphnis

und Chloe überschrieben ist, verfertigte er nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war. Ein Paar Kinder flehen darinn vor der Bildsäule des Pan für ihren kranken Vater, und wollen, das eine ihm sein Vögelchen, das andre seine Taube opfern. „Aber eine freundliche Stim„me rief: Gerne hören die Götter die „Gebethe der Unschuld: würget eure „Freude nicht Kinderchen! Euer Va„ter ist gesund.„ Die reinste Empfindung der kindlichen Natur und Unschuld athmet in diesem unvergleichbaren Gedichte durchaus, und entlockt unserm Auge die sanfte Thräne der Wehmuth, ohne sie zu fordern. Es ist der schönste Lobgesang, und ein würdiges Opfer, das ein Weiser der Gottheit bringt.

Ich werde nun meinen Lesern eine so viel möglich umständliche Nachricht von der Aufnahme geben, welche Geßners Schriften in Frankreich gefunden haben. Dieß ist der vorzüglichste Theil von der Geschichte seines Ruhmes. Weit die meisten Schriftsteller werden, nachdem sie eine Zeit lange in ihrem Vaterlande Aufsehen gemacht haben, allmälig auch den Ausländern bekannt. Mit Geßner geschah das Gegentheil. Er war von seinen Landesleuten zwar nicht gering geachtet, aber doch lange nicht nach seinem Werthe geschätzt, und vielfältig mißkannt, bis sein Ruhm mit einmal von der Hauptstadt Frankreichs in sein Vaterland und alle kultivierten Länder Europas ausstralte.

Sein günstiges Geschick hatte auch dazu den Weg durch ein glückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände und Zufälligkeiten von weitem angebahnt. Die französische Nation war von der äusserst nachtheiligen Meynung, welche sie von deutschem Witz und Geschmacke von je her gehabt hatte, seit kurzem zurückgekommen. Die Nahmen eines Hallers, Hagedorns, Klopstocks, Kleist und Gellert waren in Frankreich gekannt und geschätzt. Den letztern hatte der grosse Friederich, der durch den französischen Witz so sehr verwöhnt war, nach einer Unterredung mit ihm, für einen Deutschen ziemlich geistreich gefunden. Zu Paris ward es bereits unter den Vornehmen Mode, Deutsch zu lernen. Herr Huber, ein geborner Deutscher hatte sich daselbst niedergelassen, und ertheilte in dieser Sprache mehrern Hofdamen, und einigen Männern vom ersten Range Unterricht. Er war ein Mann von Kenntnissen und richtigem Geschmacke, stand mit Rousseau, Diderot, Grimm und andern merkwürdigen Gelehrten in Verbindung, und schien dazu prädestiniert, die Franzosen zuerst mit Geßner bekannt zu machen.

Ich sage mit Vorbedacht prädestiniert. Denn es drohte ein andrer ihm vorzukommen, welcher zu diesem Geschäfte so schlecht, als möglich, qualifiziert war. Kaum war Geßners Daphnis erschienen, als er in einer französischen Uebersetzung zu Rostock herauskam. Ich habe zwar diese Uebersetzung nie gesehen: aber wenn das, was

Geßners französischer Biograph davon sagt, auch
nur zur Hälfte wahr ist, so hätte diese Arbeit nicht
leicht in schlimmere Hände fallen können. Wenn
Geßner vor den geschmackvollen Franzosen in ei-
einem solchen Anzuge zu erst erschien, so war es
um seinen Ruhm geschehen. Das ungünstige
Vorurtheil würde jeder bessern Uebersetzung den
Weg vertretten haben: gesetzt auch, was sich
kaum gedenken läßt, daß irgend ein französischer
Buchhändler sich dazu verstanden hätte, den Ver-
lag eines zum voraus so übel verruffenen deutschen
Werkgens zu übernehmen. Aber zum Glücke ist
dieser mißlungene Versuch nicht über die Gren-
zen gekommen.

Herr Huber übersetzte zuerst den Tod Abels.
Ein Exemplar, welches er bey seinem Landsmann
Herrn Wille fand, dem es Herr Füßli, der Ver-
fasser der Geschichte der besten Künstler
in der Schweitz, zugeschickt hatte, gab ihm
dazu die erste Veranlassung. Bey dieser Arbeit
zog er das Urtheil und den Geschmack gelehrter
Freunde zu Rathe, und Toussaint übernahm die
Revision des Ganzen. Der Verleger Herr Har-
dy schritt nicht ohne Besorgniß zum Werke. Er
versprach sich wenig Gutes von einem Gedichte,
das aus der Schweitz kam. Hundert kleine Zwi-
ste und Verdrüßlichkeiten entspannen sich zwischen
ihm und dem Uebersetzer, welche den Abdruck ver-
zögerten. Endlich erschien das Bändchen, und
wimmelte von Druckfehlern. Herr Huber ver-
langte ein Blättchen für die wichtigsten Errata:
aber

Bayerische
Staatsbibliothek
München

aber er predigte tauben Ohren. Hardy rechnete so sicher auf Verlurst, daß er diesen geringen Aufwand, den Herr Huber zu besserm Vertriebe der Exemplare für nöthig hielt, nur aus jenem Gesichtspunkte ansehen konnte. Allein der Erfolg zeigte, wie wenig diese Besorgniß gegründet war. Das Werkgen fand, ungeachtet aller Druckfehler, einen reissenden Absatz. In den nächsten vierzehn Tagen erschien die zweyte Auflage, und ehe noch ein Jahr verflossen war, die dritte. Alle diese Auflagen schränkten sich größtentheils auf Paris ein: denn für die Provinzen ward durch Nachdrücke gesorgt. Auch ausserhalb Frankreich erschienen bald zwey Auflagen, die eine in Holland, die andre zu Berlin. Herr Hardy fand sich für die Bekümmerniß, welche ihm der so übel verruffene Esprit Allemand verursacht hatte, hinlänglich getröstet. „Mein Verleger, (so schreibt „Herr Huber in einem Briefe an Geßner vom „fünften Julius, 1760.) mein Verleger ist jetzt „voll Ehrerbietung für mich. Er hat an dem „Tod Abels einige hundert Louisd'or gewon„nen. Dessen ungeachtet meynt er noch immer, „daß es nur auf gut Glück ankomme, wenn „ein Buch wohl abgehe.„

Zunächst auf den Tod Abels erschien Inkel und Yariko. Dieses Gedicht hatte an dem Sächsischen Legationsrath, Herrn Riviere ebenfalls einen geschickten Uebersetzer gefunden, ward von dem berühmten Abt Arnaud in das Journal étranger eingerückt, und mit dem verdienten Lobe em-

pfohlen. Späterhin ward eben dieses Gedicht auch von Herrn Heinrich Meister, nebst einigen andern Liedern und Idyllen übersetzt, und als Supplement zu Geßners Werken im Jahr 1790. herausgegeben.

Durch den Erfolg seines ersten Versuches aufgemuntert, übernahm Herr Huber nun auch die Uebersetzung der frühern Idyllen. Er hatte das seltene Glück, daß Männer von dem sichersten Geschmacke, und der feinsten Politur sich mit ihm vereinigten, um diese Nachbildung der Vollkommenheit des Originales so nahe als möglich zu bringen. Aus den Memoires de Turgot, welche Dupont herausgegeben hat, ersieht man, wie beträchtlich der Antheil ist, welchen dieser vortrefliche Mann an der Uebersetzung der Idyllen gehabt hat. Herr Huber selbst gesteht es in seinen Briefen an Geßner, wie wichtig ihm diese Hilfe gewesen sey. In einem derselben rühmt er das feine Gefühl, und das zarte Ohr dieses geschmackvollen Kenners, und sendet ihm zum Beweise das Loblied, welches die Engel beym Tod Abels singen, in einem freyen Metrum, worein Turgot die Geßnerische Prose abgetheilt, und und mit dem Tonmaasse selbst bezeichnet hatte. Auch Diderot, welcher, seit der Erscheinung Abels, Geßners enthusiastischer Bewundrer und warmer Lobredner geworden war, trug, ungeachtet er die Idyllen in der Ursprache nicht lesen konnte, dennoch zur Ausstattung des Werkgens das seinige bey. Sein tiefer Blick, und sein leises

Gefühl, vereint mit dem festen Glauben an Geßners geläuterten Geschmack, ließ ihn manche feinere, aber nicht minder wichtige Sinnesverfälschung ahnen, und veranlaßte nicht selten den Uebersetzer in den Geist der Urschrift tiefer einzudringen. So viel Ehre ist, wie ich denke, von den Franzosen noch keinem Deutschen widerfahren. Gleichwohl stehe ich an, ob ich es mehr für einen Triumph, oder für eine Demüthigung der Deutschen halten soll, daß die wichtigsten Männer einer Nation, welche des Deutschen Geistes so lange, und so bitter zu spotten pflegte, sich aus reiner Achtung so viel Mühe mit einem Schriftsteller machten, den die Deutschen selbst unter seinem Werthe schätzten, und dessen Landsleuten sie oft, um einiger Provinzialismen willen, wovon Geßner selber nicht ganz rein ist, das Verdienst absprechen, ein auch nur erträgliches Deutsch zu schreiben.

Herr Huber war nun nicht mehr genöthigt, nach einem Verleger für die Idyllen sich ängstlich umzusehen. Der Nahme Geßner war in Frankreich, seit man daselbst den Tod Abels gelesen hatte, die sicherste Empfehlung für seine übrigen Schriften, und der spekulatife Geist der Buchhändler, welcher noch ein Jahr früher, so leidlich, als möglich, neben dem Verlurste vorbeyzukommen gesucht hatte, steuerte nun ganz sicher auf den Gewinn loos. Man wollte die Idyllen nicht bloß herausgeben, sondern sie in einer Gestalt erscheinen lassen, welche das Aug

der Käuffer reitzen könnte. Sie wurden von Herrn Watelet, der sich als Dichter, und als Künstler berühmt gemacht hat, mit Vignetten geziert, und kamen im Jahe 1762. bey Bruiset zu Lyon heraus.

Die Aufnahme entsprach der Erwartung vollkommen. Das Journal étranger, das Journal des savants, und andre französische Tagebücher wetteiferten in dem Lobe des Verfassers. Zu Paris waren die Idyllen, von dem gründlichen, tief denkenden Gelehrten bis zum flatterhaften Stutzer in jedermanns Händen. Man unterhielt sich davon auf dem Kafee, und bewunderte die an einem Deutschen nie erhörte Delikatesse. Was ein Deutscher? sagte jemand, er ist ja so gar ein Schweitzer. Diderot, Grimm, und andre nannten ihn einen Griechen. Es ist, sagten sie, Griechischer Geist, Griechische Zartheit und Simplizität, auf den Stamm der modernen Kultur geimpft:

— — *Ramis felicibus arbos*
Miratur novas frondis et non sua poma.

Rousseau war entzückt. „Ihr Geßner, (so schrieb „er aus seiner Einsamkeit zu Montmorenci an „Herrn Huber) Ihr Geßner ist ein Mann nach „meinem Herzen. In einem Anfalle des quälendsten Schmerzens erhielt ich ihren Brief, „sammt den Idyllen. Nachdem ich jenen gelesen hatte, öfnete ich nachlässig das Buch, in „der Meynung, es so gleich wieder zu schliessen.

„ Aber ich schloß es nicht eher, als ich es ganz „ gelesen hatte, und legte es nur aus der Hand, „ um es wieder zu lesen. — Die damals alles vermögende Herzoginn von Choiseul, ließ Geßnern den Antrag machen, nach Paris zu kommen, um daselbst sich niederzulassen. Er entschuldigte sich mit den heiligen Banden, welche ihn an sein Vaterland fesselten, und empfahl ihr seinen Uebersetzer.

Die Bewundrung ward auch durch Tadel gewürzt. Denn wie könnte ein vernünftiger Mann sich eines unbedingten Lobes freuen, da nur der unwissende Pöbel, oder der gedungene Kunstrichter so lobt, und auch der letztere nicht einmal, wenn er weiß, was ein feines Lob ist! Eine seiner Idyllen trug folgende Worte zur Aufschrift: Als ich Daphne auf dem Spaziergange erwartete. In dem Gedichte selbst ist der wartende Liebhaber nicht bloß mit der Betrachtung der schönen Natur beschäftigt, sondern er mahlet sie im kleinsten Detal, mit einer Ausführlichkeit, welche weder einem Verliebten, noch einem Wartenden angemessen scheint. Die Gründlichkeit dieser Bemerkung, welche im Journal des savants gemacht ward, leuchtete dem Verfasser bald ein. Er veränderte die Aufschrift, ließ den Anfang und den Beschluß weg, und gab durch einen Zusatz dem Ganzen eine neue Richtung. Das Gedicht heißt nun, Die Gegend im Grase. — An einem andern Idyll, welches Palämon überschrieben ist, mißfiel der Be-

schluß seinem Freunde Diderot. Ein Greis feyert das Andenken seiner Gattinn durch ein festliches Opfer, und wird, indem er Wein uud Honig auf das Grab ausgießt, in eine Cypresse verwandelt, welche das Grab überschattet. Geßner strich die Verwandlung aus, und ließ es bey dem Opfer bewenden. Erst später übersandte ihm Herr Huber einen ihm gleich Anfangs von Diderot mitgetheilten Entwurf, nach welchem das Gedicht sich abändern liesse. Er hatte ihn vorher zurückbehalten, weil er besorgte, daß die Ausführung desselben weniger poetisch ausfallen möchte, als die Verwandlung. Vermuthlich war Geßner damit auch nicht ganz zufrieden. Wenigstens machte er davon keinen Gebrauch. Freylich ist, wie Herr Huber richtig bemerkt, die von Geßnern selbst gemachte Veränderung auch nicht befriedigend. So wie das Idyll ist, sollte der Greis sterben: denn man ist auf seinen nahen Tod vorbereitet.

An dem bekannten Freron fand Geßner einen Beurtheiler, dessen Tadel aus einer minder reinen Quelle floß. Zwar wagte er es nicht, geradezu der Stimme des Publikums, und dem lauten Beyfall der Kenner entgegenzureden. Im Gegentheil verschanzte er seinen Tadel hinter einem allgemeinen, ziemlich freygebigen Lobe. Aber desto strenger fiel seine Mißbilligung auf einzelne Stücke. Der Milon, sagte er, wäre nichts anders, als eine schwache Nachahmung der zweyten Ekloge Virgils: Der Wunsch wäre einem

Engelländer nachgeschreiben, den er aber nicht zu nennen wußte. Ein vorzüglich hartes Urtheil fällte er über den zerbrochnen Krug. Nicht nur das Wörtchen Cruche mißfiel ihm, welches Geßner nun freylich weder gemacht, noch gewürdiget hatte, sondern die Fabel überhaupt. Kurz dieses ganze Stück war in seinen Augen ein elendes Ding. Aber der gute Freron kam mit seiner Kritik, wenn sie auch gründlicher, und weniger auffallend unbillig gewesen wäre, schon zu späte. Seitdem ihn Voltäre in seiner Ecossaise so scharf gezüchtigt hatte, war sein Ansehen dahin. Zudem wußte jedermann, daß es nicht Geßner war, den er kränken wollte, sondern Diderot, welchen er mit Bitterkeit haßte.

Von dem ersten Schiffer erschienen fast zu der gleichen Zeit zwey Uebersetzungen. Die eine kam mit der Aufschrift Le premier marin, zu Sedan bey Jaquemard im Jahr 1764. heraus, und war von Herrn von Senoliére, einem jungen Offizier verfertigt. Der Uebersetzer hat sich manche Freyheiten erlaubt, welche seiner Arbeit eben nicht zur Empfehlung gereichen. Das Gedicht ist in drey Gesänge abgetheilt, und von vielen nicht genug überdachten Veränderungen ist eine der unglücklichsten diese, daß er in den ausgehölten Stamm, welcher bey dem ersten Schiffer die Idee eines Kahnes weckte, statt des verfolgten Kaninchens, einen Wilden setzt. Dieß hieß doch wohl ein wenig mit der Thür ins Zimmer fallen. — Herrn Hubers Uebersetzung erschien zugleich

mit dem Daphnis, in eben diesem Jahre, zu Paris bey Vincent. Herr Vatelet trug zur innern und äussern Vollkommenheit dieser Ausgabe ein Nahmhaftes bey. Die Uebersetzung des Daphnis, (ob auch des ersten Schiffers, kann ich nicht sagen) ward von ihm durchgesehen, und hin und wieder verbessert, und das Werkgen mit fünf Vignetten, und einem allegorischen Titelkupfer geschmückt. Der Verleger sparte keine Kosten. Er ließ neue Schriften giessen, wählte feines Papier, und besorgte den Druck mit der äussersten Genauigkeit. — Die französischen Tagebücher, besonders das Journal encyclopedique, welches ich vor mir habe, lobten mit Einsicht und Wärme. Freron tadelte: aber niemand achtete darauf. Die Auflage vergriff sich in wenigen Wochen; und Vincent besorgte ungesäumt eine zweyte.

Bey der Uebersetzung des Erast und Evanders entstanden mehrere Collisionen. Der Abt Bruté und Herr Junker, Professor an der école militaire zu Paris, begegneten sich in dieser Arbeit. Den Erast übersetzte auch Herr Huber, den Evander Herr Riviere. Allein mir ist nicht bekannt, ob die Uebersetzung des letztern im Drucke erschienen sey.

Das beste Loos war den neuern Idyllen vorbehalten. Der Uebersetzer derselben Herr Heinrich Meister, ein Mitbürger des Verfassers, ist durch mehrere geistvolle Schriften als ein feiner Denker, und als ein Mann von dem reinsten

Geschmacke bekannt. Durch einen vieljährigen Aufenthalt in Paris war er der Sprache nicht nur mächtig, sondern mit ihren verborgensten Feinheiten vertraut geworden, und hatte im Umgange mit den grösten Männern der Nation, und durch täglichen Verkehr mit der feinen Welt sein glückliches Genie zu jener Politur und Urbanität ausgebildet, welche man ausserhalb Frankreich mit so gründlichen Kenntnissen äusserst selten gepaart findet. Niemand konnte in den Charakter der Geßnerischen Poesie tieffer eindringen, noch jede geistige Schönheit derselben reiner auffassen, als er: und unmöglich konnte der liebenswürdige Verfasser der Idyllen die zarten Gefühle seines tugendathmenden Gesanges unverfälschter zurückschallen hören, als durch das Organ eines an Geist und Herzen ihm so nahe verwandten Mannes.

Bey dieser Gelegenheit freute sich Diderot, der Welt einen auffallenden Beweis seiner zärtlichen Freundschaft und Hochschätzung für Geßnern zu geben. Er ließ ihm durch ihren gemeinschaftlichen Freund, Herrn Meister, in den verbindlichsten Ausdrücken den Vorschlag machen, ein Paar von ihm neulich verfertigte Erzählungen zugleich mit den Idyllen herauszugeben. Dieser Vorschlag war so rein von Stolze, als von aller selbstsüchtigen Absicht. Denn Geßner bedurfte es nun schon so wenig, durch Diderot, als Diderot durch Geßner empfohlen zu werden. Es machte ihm herzliche Freude (dieß sind seine eignen Wor-

te) mit Geßnern in Einem Bande zu erscheinen. Geßner nahm diesen Vorschlag mit eben den Empfindungen auf, mit welchen er gemacht war. Die Idyllen und Erzählungen begleiteten einander in beyden Sprachen, und erschienen im Jahre 1772.

Von dieser Zeit an, und schon früher, galt Geßner in ganz Frankreich für einen klassischen Schriftsteller vom ersten Range, welchen die französischen Dichter übersetzten, nachbildeten, besangen, und, wie die spätern Griechen den Homer, vielfältig benutzten. Seit zwanzig und mehr Jahren erscheint kein Musenalmanach, welcher nicht einige solcher Nachbildungen, Uebersetzungen, oder Lobgedichte lieferte. Schon im Jahr 1774. kam ein Bändchen heraus, welches, ausser einer freyen Uebersetzung des Abels in Versen, einen grossen Theil der Idyllen enthält. Der Tod Abels ist in zehn Gesänge abgetheilt, wovon der siebente und achte von Gilbert, die übrigen von Marteau übersetzt sind. Inkel und Yariko liest man nach der Uebersetzung von Riviere, und nach einer andern von Sedâne. Uebrigens kommen in diesem Bande ausser dem Almanac des Muses, und dem Mercure de France, und einigen ungenannten Uebersetzern, folgende Nahmen zum Vorschein: Francois de Neufchateau, Leonard, Chevalier de Cubieres, Blin de Sainmore, Comte de Laurencin, Francois, Costard, Berquin, Cloud de Formé, und de Boissy.

Von dem Tod Abels verfertigte der Abt Bergeron auch eine lateinische Uebersetzung in Hexametern, welche aber nicht im Drucke erschienen ist. Einige Fragmente, welche vor mir liegen, sind nicht ohne Verdienst. Doch ist das Bestreben, seinen Autor zu verschönern, und das mühsame Ringen nach Eleganz und poetischem Schmucke allzu sichtbar. Der Uebersetzer hat seine Belesenheit in den lateinischen Dichtern weder mit Mässigung, noch mit Geschmacke benutzt, und ihnen sehr oft halbe, zuweilen auch ganze Verse und Stellen entwendet. Mit Einem Worte: von der reitzenden Simplizität des Originales ist in dem schweren und faltenreichen Gewande poetischer Phraseologie kaum eine Spur mehr sichtbar.

Sehr oft wurden auch Geßners Schriften für die Schaubühne benutzt. Ich werde meinen Lesern hierüber einiges, das mir bekannt geworden ist, mittheilen.

Der Tod Abels ward zu gleicher Zeit auf mehrern Theatern aufgeführt. Der durch seine Fabeln bekannte Abt Aubert schöpfte daher den Stoff zu einem versifizierten Drama in drey Aufzügen. Ein gleiches hat Gouvé gethan. Sein Stück ist eine ziemlich getreue Kopie der rührendsten Situationen von jenem Gedichte. Ungeachtet sich die Versifikation eben nicht sonderlich ausnimmt, so that es doch ausserordentliche Wirkung

Den Erast hat Diderot nach seiner Manier bearbeitet, jedoch ohne ihn herauszugeben. Eben

daher hat Marmontel seinen Silvain geborgt, den eine ausdruckvolle Musik von Gretry begleitete. Der Stoff ist unter seiner Hand theatralischer geworden: indeß hat man den Charakter des alten Simon ungerne vermißt. Der grosse Beyfall, womit dieses Stück auf dem Italiänischen Theater gespielt ward, hat auch eine freye Nachahmung des Erast in Versen und Arietten erzeugt, welche zwar auch im Drucke erschienen ist, aber, wegen der allzu grossen Aehnlichkeit ihres Inhaltes mit dem Silvain, nicht aufgeführt ward.

Der erste Schiffer ward von Fenouillot de Falbaire dem Verfasser des Honête Criminel für die grosse Oper bearbeitet, und von Philidor in Musik gesetzt: von Gardel ward er in einem Ballet mit dem glänzendsten Erfolge gegeben.

Dasjenige Idyll, welches die Eifersucht betittelt ist, hat Chabanon, der Uebersetzer der Horazischen Oden in einer Oper benutzt. Demoustier, der Verfasser der Lettres sur la mythologie, verfertigte unter der Aufschrift Les amours Suisses, ein kleines ziemlich intressantes Melodram, wobey Mirtil, und das hölzerne Bein zum Grunde liegen. Den festen Vorsatz bearbeitete Vatelet, als Intermezzo, um damit die Vorstellung von Molieres Misantrope, auf einem Privattheater zu beschliessen.

Von den zahlreichen Auflagen, welche von Geßners Schriften in Frankreich erschienen sind, liesse sich ein weitläuffiges Verzeichniß geben. Schwer-

lich wird man einen neuern Dichter anführen können, der es in dieser Rücksicht so hoch gebracht hätte. Ich übergehe die gewöhnlichen Ausgaben, worunter einige sehr niedliche vorkommen, um dreyer Prachtausgaben zu erwähnen, welche in einem Zeitpunkt von fünf Jahren zusammentreffen. Die erste hat Barbier der ältere in drey Quartbänden, mit vielen Kupfern und Vignetten; die zweyte Monsiau in klein Folio gegeben: und die dritte, welche hundert Kupferstiche schmücken sollen, wird gerade jetzo, da ich dieses schreibe, zu Paris durch Renouard veranstaltet. — Ausser Frankreich ward er am häuffigsten in Engelland und Italien, und auch sonst überall aufgelegt. Ungeachtet jedes ins Französische übersetzte Buch jedem Europäer von Kultur und Erziehung lesbar ist, so existiert doch kaum eine auch nur halb kultivierte Nation, welche Geßnern nicht in ihrer Sprache läse.

Bis dahin habe ich beynahe einzig von Geßner dem Dichter gesprochen, und die Entwicklung seines Genies, sammt der Geschichte seines Ruhmes, so weit meine wenigen Angaben reichen, zu beleuchten versucht. Ich würde mich nun, da ich der Ordnung nach, von Geßner dem Künstler reden sollte, in einer nicht geringen Verlegenheit befinden, wenn nicht, zum guten Glücke für meine Leser und mich, er selbst mich dieses Geschäftes überhoben hätte. Sein Brief an den Mahler Füßli ist, so wie seine übrigen Werke, in jedermanns Händen. Er giebt uns

über diesen Punkt die beste Aufklärung, welche man nur wünschen kann. Was ich, der ich weder Kenner noch Künstler bin, noch beyzufügen habe, das werde ich sagen können, ohne mich zu versteigen.

Geßner hatte sein dreyssigstes Jahr erreicht, ehe er den Gedanken faßte, sich im Ernste der Kunst zu widmen. Bisdahin waren seine Uebungen im Zeichnen und Radieren nichts, als Liebhaberey, sein Studium der Kunstwerke nichts, als Wohlgefallen an jeder Art des Schönen gewesen, wobey er einzig den Genuß, und weder Ruhm noch Gewinn bezweckte. Es mußte hier, wie überall, eine wichtige Veranlassung von aussen entstehen, um seinem Genie diese Richtung zu geben, und seinen sorgenfreyen Sinn aus der behaglichen Ruhe zu wecken, in welcher er sich so gerne zu wiegen pflegte. Wenn diese gefunden war, so war ihm auch keine Anstrengung zu mühsam, und sein ausharrender Fleiß siegte über alle Hindernisse. Dießmal war es gerade seine absichtlose Liebhaberey, welche ihn auf die Bahn leitete, die er mit so vielem Ruhme zu betreten bestimmt war. Er hatte die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, welcher ebenfalls Liebhaber und Kenner war, und eine merkwürdige Sammlung von Gemählden, Kupferstichen, und Handzeichnungen besaß. Herr Heidegger fand an dem jungen, geistvollen Manne Geschmack, und betrachtete auch seine Versuche im Zeichnen und Radieren mit Vergnügen. Geßner hatte of-

nen Zutritt ins Haus und zum Cabinette. Bald war die Freundschaft mit dem Sohne geschlossen; bald entspann sich die Bekanntschaft mit der Tochter.

Mademoiselle Heidegger war ein junges Frauenzimmer von seltnen Vorzügen der Schönheit und des Geistes. Ohne, gleich vielen ihrer Altersgenossen, auf Schöngeisterey und weitläuffige Belesenheit Ansprüche zu machen, hatte sie eine Bildung erhalten, welche hinlänglich war, um dem Manne von Geschmack und Kenntnissen sich nie in einem nachtheiligen Lichte zu zeigen: und was ihr an Erworbenem abgieng, das ward durch ihren lebhaften Verstand, ihr feines Gefühl, und ihren treffenden Witz reichlich ersetzt. Ein hoher, schlanker Wuchs, ein geistvolles Aug, und ein lachender Mund, auf welchem der bewafnete Spott saß, kündigte jedem weiblichen Kreis, in welchen sie eintrat, ihre Ueberlegenheit an, und hielt den geistlosen Stutzer, der nichts, als fade Süssigkeiten vorzubringen wußte, in einer ehrfurchtsvollen Entfernung. Sie mochte thun, oder reden, was sie wollte, so war sie nicht nur des beabsichteten Zweckes, sondern auch eines unbeabsichteten Lobes gewiß:

Gefallend, wenn sie schwieg, bezaubernd, wenn sie sprach:
Dann hätt' ihr Witz auch Wangen ohne Rosen
Beliebt gemacht; ein Witz, dems nie an Reitz gebrach:

Zu stechen, oder liebzukosen
Gleich aufgelegt.

Wie Wieland von der Musarion sagt. Es war in ihrem Charakter eine seltene Mischung von edelm Stolze, und gefälliger Sanftheit; von jugendlicher Raschheit, und ernster Ueberlegung; von neckendem Muthwill, und schonender Delikatesse; von männlicher Kraft, und weiblicher Feinheit; die es ungewiß machte, ob sie mehr zu lieben, oder zu bewundern wäre.

Die Entdeckung eines solchen Frauenzimmers in seiner Vaterstadt, war für den jungen Idyllendichter eine überraschende Erscheinung. Er hatte bisher mit Amors Pfeilen bloß getändelt, und mit Hymen nur seinen Scherz getrieben. Kaum war er von dem einen verwundet, so fühlte er sich in dem Garne des andern. Die Kunstsammlung, welche ihn in das Haus geführt hatte, ward bald über einem Gegenstande vergessen, der sein Herz näher intressierte. Vater und Tochter hatten dieses kaum bemerkt, als sie ihr Verhältniß mit dem neuen Freunde auf die engen Grenzen einschränkten, welche das feinste Ehrgefühl ihnen vorzeichnete. Die Folge davon war eine bestimmte Erklärung. Geßner fühlte das ganze Glück seines Lebens an den Besitz einer Person gebunden, die er bis zur Anbetung liebte. Aber er hatte einen harten Kampf mit seinen Eltern zu bestehen. Weder die Familie, noch der persönliche Charakter von Mademoiselle Heidegger gestatteten die mindeste Einwendung. Aber die Vermö-

mö-

mögensumstände beyder Theile waren den Hoffnungen, wozu ihre Verdienste sie berechtigten, bey weitem nicht angemessen. Nach langem Widerstande sah Geßner sich endlich, durch die wirksame Vermittlung des grossen Bürgermeisters Heidegger, und seines Freundes Herrn Hirzels, zum Ziele seiner Wünsche geführt.

Nun begann für ihn eine neue Laufbahn. Er hatte als Dichter geheyrathet: aber gleichwohl erblickte er, dessen Verstand in allem so hell und so tief sah, die Pflichten des Gatten und Vaters nicht in der behaglichen Dämmerung einer poetischen Sorglosigkeit. Er gieng mit sich selber und mit seiner Gattinn ernstlich über die Quellen zu Rathe, aus welchen ihnen, ohne Belästigung der Eltern, ein anständiges Auskommen zufliessen könnte. Die Feder schien ihm hierzu nicht das tauglichste Werkzeug. Denn er war keiner der rüstigen Schriftsteller, die ihr williges Publikum an Einem fort in Contribution setzen: und von der Achtung der Nachwelt durch die Thaler seiner Zeitgenossen sich loskaufen zu lassen, das war eine mit seiner Denkensart durchaus unvereinbare Speculation. In Frankreich oder Engelland würde er bey eignem Verlage seiner wenigen Schriften sich ohne Zweifel sein Glück gemacht haben: in seinem Vaterlande war daran nicht zu gedenken. Er glaubte einen sicherern Weg einzuschlagen, wenn er seine Zuflucht zu der Kunst nähme, und das, was er bisdahin als Liebhaberey getrieben hatte, sich zum ernsthaften Geschäfte machte.

Ein solcher Entschluß, in diesem Alter gefaßt, würde, ohne das lebendige Gefühl seiner Kraft, und einer allen Hindernissen trotzenden Beharrlichkeit, noch ein wenig mehr als kühn gewesen seyn. Er selbst hat uns in dem erwähnten Briefe an Füßli die Schwürigkeiten, welche er vor sich fand, die Verirrungen, in welche er Anfangs gerieth, die Muster, nach welchen er sich bildete, und die Methode, welche er hierbey beobachtete, auf eine für jeden jungen Künstler höchst lehrreiche Weise beschrieben. Ich finde es unnöthig, ihn auszuschreiben, und werde mich wohl hüten, das, was Geßner nach seiner Weise gesagt hat, nach der meinigen zu wiederholen. Nur ein Paar Worte von seinem beharrlichen Fleisse bey einer Beschäftigung, wovon ich die Veranlassung gezeigt habe, werden hier nicht am unrechten Orte stehen.

Ich habe bereits oben eine Anekdote von Geßners Aufenthalt in Berlin angeführt, welche zeigt, was für einer Anstrengung er, zumal in dieser Gattung von Arbeit, fähig war. Zwar würde man ungemein irren, wenn man seinen Fleiß mit dem mechanischen Fleisse des gemeinen Künstlers verwechseln wollte, der unmittelbar auf den Gewinn los arbeitet. Geßner hofte zwar von der Kunst eine nahmhafte Unterstützung für seine Familie: aber er hofte sie erst an dem Ziele, bey welchem der wahre Ruhm zu finden ist. Was er in jenem Briefe von dem echten Künstler fordert, daß seine Kunst ihm ganz

zur Leidenschaft werde, daß er Nachts davon träume, und am Morgen mit neuer Begeisterung an sein Werk gehe, daß er den schlechten Geschmack seiner Zeit nicht zu nutzen suche, sondern einzig für wahre Kenner, für wahre Ehre und für die Nachwelt arbeite, das galt im strengsten Sinne von ihm. Der Gedanke an seine Kunst beschäftigte seine ganze Seele. Ihr waren seine liebsten Stunden, ihr sein stilles Nachdenken, und jeder Augenblick der Erholung geweyht. Er betrachtete nicht nur die grossen Scenen der Natur mit stillem Entzücken. Seine Freunde sahn ihn oft auf Spatziergängen bey Gegenständen verweilen, welche von ihnen kaum bemerkt wurden. Ein kleiner Schrund, ein stilles Bächlein, das von einem grasigten Bort sich in Silberfaden herunterspann, ein angefreßner Stamm, eine schöne Laubmasse, der Wurf der Aeste, das Lichtspiel der Blätter, und hundert andre solche Gegenstände reitzten sein geübtes Aug zur gespanntesten Aufmerksamkeit. Oft pflückte er sich eine Pflanze, oder nahm einen Stein zu sich, dessen Bruch in verkleinertem Maaßstabe ein schönes Felsstück bildete. Kurz, wo er gleichgültig oder zerstreut schien, da war er immer auf einer poetischmahlerischen Ideenjagd, von welcher er nie ohne reiche Ausbeute zurückkam.

Seine stets rege Einbildungskraft war selbst da geschäftig, wo in und ausser ihm alles Ruhe zu

fördern und zu verlangen schien. So machte er sich einst in einer gefährlichen Krankheit, da die kärgliche Beleuchtung des Zimmers das Spiel von Schatten und Licht begünstigte, mit dem Bettuche viel zu schaffen. Er warf die Falten bald so, bald anderst. Siehst du hier diese Felsenmassen? sagte er zu seiner Gattinn. — Er hatte schon beträchtliche Fortschritte in der Kunst gemacht, war schon durch seine radierten Blätter rühmlich bekannt, und in mehrern Gemählden bewundert, als er noch immer die Uebungen im Zeichnen für sich mit dem hartnäckigen Fleisse eines aufstrebenden Anfängers fortsetzte. Man fand ihn oft ganze Abende auf der Stadtbibliothek sitzend, wo er sich nach den Gemmen aus Lipperts Daktyliothek, und andern alten Kunstwerken übte. Die Anzahl seiner Studien würde ungeheuer seyn, wenn er nicht so vieles vernachlässigt, oder mit Absicht vernichtet hätte. Was die Seinigen davon retten konnten, das haben sie in zwey Foliobänden gesammelt. Eine Auswahl, die sie durch den Grabstichel geschickter Künstler dem Publikum mitzutheilen gedenken, wird eine für den Anfänger so unterrichtende, als für den Kenner intressante Sammlung ausmachen.

Bey einem solchen Genie und einem solchen Fleisse mußten natürlicher Weise auch die Fortschritte ausserordentlich schnell und groß seyn. Denn wahrlich, es ist nichts, als jugendlicher Unverstand, oder Hang zur Bequemlichkeit, wenn

man wähnt, daß in irgend einem Fache der Wissenschaft oder Kunst das Genie den Fleiß entbehrlich mache. Nur da, wo beyde einander die Hand bieten, ist ein wahrhaft grosses Ziel erreichbar. Wer Geßners erste Versuche im Radieren mit den spätern, seine frühern Gemählde mit den Meisterstücken verglichen hat, die er in den letzten Jahren aufstellte, der mußte über den Abstand erstaunen. Freylich hatte sein angestrengter Eifer auch hinwieder seine Ruhepunkte: und es gab so gar gewisse trübe Augenblicke, in welchen sein Muth bis zur gänzlichen Niedergeschlagenheit hinabsank. Wenn das hohe Ideal, welches seiner Seele unablässig vorschwebte, seine Thätigkeit aufs höchste gespannt, und seine Kraft vergebens erschöpft hatte, so ward er oft ungerecht gegen sich selbst, und fieng an, an seinem Fortkommen zu verzweifeln, weil er ein höheres Ziel vor sich sah, welches noch unerreicht war. In diesen Momenten war alles Zureden seiner Gattinn und Freunde vergeblich. Umsonst sah er, daß seine Stücke theuer bezahlt, und ihm, so zu sagen, unter den Händen weggenommen wurden. Kalt, und voll Mißtrauen hörte er den Beyfall der Kenner, und das Urtheil der Künstler an. Er mußte sich selbst überlassen werden, bis daß sein Unmuth in stillen Klagen sich erschöpft hatte, und er im Stande war, seine lange vernachlässigten Arbeiten, wie ein fremdes Werk, ohne Rückblick auf ein unerreichbares Ideal anzusehen. Alsdenn kehrte oft das Vertrauen auf seine Kraft

mit einmal wieder um, und sein Geist erhob sich mit erneuertem Muthe. So saß er einst nach einem langen Zwischenraume von Muthlosigkeit mit seiner Gattin beym Morgenthee, als sein Blick, wie von ungefähr, sich auf eines seiner Gemählde verlor, in welchem ein Trupp von kleinen Knaben und Satyrn, unter einer mit Weinstöcken bekleideten Felsengrotte, sich zum Tanze schlingen. Sein Aug erheiterte sich zusehends, und kündigte die plötzliche Wiederkehr seiner fröhlichen Laune mit dem lebhaften Zuruffe an: Sieh doch einmal, die närrischen Jungen, sie tanzen noch immer!

Von dem artistischen Werthe seiner Gemählde und Zeichnungen zu reden, ist nicht meine Sache. Man hat seine Figuren verschiedentlich getadelt, und er selber war damit nicht ganz zufrieden. Vielleicht ist eine gewisse Härte, welche man darinn finden wollte, eine natürliche Folge seiner häufigen Nachbildungen alter Kunstwerke. Andre haben in seinen Gebäuden die Regeln einer richtigen Perspektive vermißt. Auch hat man, in seinen frühern Gemählden besonders, die sorgsame Behandlung des Detals, und die so bestimmte Aushebung kleiner Gegenstände der Wirkung des Ganzen nachtheilig befunden. — Wie dem allem seyn mag, so ist, wie ich denke, darüber nur Eine Stimme, daß in seinen Gemählden, wie in seinen Gedichten, ein Geist herrscht, welcher einzig und unnachahmlich ist. In beyden erscheint er als der glückliche Mahler

der Natur, und als der Liebling zweyer Musen, deren Einfluß in seinem Werke gleich sichtbar ist.

— — Als einst um seine Gunst
Die Muse des Gesangs, und die der Zeichnungskunst
Sich stritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu schlichten,
In mahlen im Gesang, und im Gemähl- de dichten.

In der That mahlt uns sein Pinsel die glücklichen Wesen, welche in seinem Gesange reden und handeln, und führt uns in die seligen Gefilde ein, die sie bewohnen. Hier ist das Land der Natur und Unschuld, ohne Kunst veredelt, und ohne Lüge idealisiert. Ein unaussprechlicher Reitz der Anmuth, Lieblichkeit, und süssen Harmonie verbreitet sich über die ganze physische Schöpfung, und läßt uns den Einklang der moralischen ahnen. Wir glauben, den Bach melodischer rauschen, die Heerden friedlicher brüllen zu hören. Wie wird uns bey diesem Anblick so heimlich und wohl, und wie sehnt sich unser Geist nach diesen Thälern und Haynen!

— O qui me gelidis in vallibus Hæmi
Sistat, et ingenti ramorum protegat umbra!

Durch die grössere Ausgabe seiner Werke hat Geßner, als Dichter, und als Künstler, sich ein gedoppeltes Denkmal gestiftet. Schade, daß er sie nicht selber vollendet hat! Die Seinigen haben die nöthigen Anstalten bereits getroffen, um durch die Hand berühmter Künstler die noch feh-

lenden Theile, so viel möglich in seinem Geiste zu ergänzen.

Während daß Geßner sich mit Zeichnen, Mahlen, und Radieren, und, wiewohl sparsamer, auch mit Dichten beschäftigte, war seine edle Gattinn nichts weniger, als geschäftlos. Sie theilte mit ihm die Sorgen der Erziehung; belebte den oft sinkenden Muth des Gatten, und spornte ihn zu unausgesetzter Thätigkeit an; besorgte seine Oekonomie, und trug lange Jahre hindurch ganz allein die beschwerliche Last seiner Buchhandlung. Durch ihr kluges Betragen, ihre zuvorkommende Aufmerksamkeit, und ihre übrigen liebenswürdigen Eigenschaften gewann sie bald das Herz ihrer Schwiegereltern, und in kurzem brachte sie es dahin, daß jene es herzlich zufrieden waren, durch ihr Widerstreben eine Verbindung nicht hintertrieben zu haben, welche sie nun für das gröste Glück ihres Sohnes ansahen.

Einige Betrachtungen über Geßners so wohl intellektuellen, als sittlichen Charakter, welche auf meine eignen, und seiner ältern Freunde Beobachtungen gegründet sind, werden den Beschluß dieses Werkgens ausmachen.

Geßner besaß einen grossen und hellen Verstand, und eine Beurtheilungskraft, welche mit seltner Richtigkeit in allem gerade zum Ziele traf. Sein Scharfsinn bemerkte leicht jede kleine Verschiedenheit, und keine noch so feine Nüanze entgieng seiner Wahrnehmung. Aber sein Geist war

mehr eindringend, als umfassend, mehr strebsam als lebhaft. Er entwickelte nicht ohne Mühe seine Ideen, und um die Begriffe zu einer leichten Uebersicht zu ordnen, mußte er sie vorher einzeln gemustert haben. Daher waren seine Urtheile in Sachen, welche nicht unmittelbar vor sein Forum gehörten, zwar immer treffend, aber kurz: und wenn er sich je auf eine Deduktion einließ, so gerieth er leicht ins Stocken. Daher kam auch ein gewisses Mißtrauen in die Richtigkeit seiner Einsichten, welches zuweilen nahe an Blödigkeit grenzte. Sein feines Ahnungsgefühl leitete ihn auf eben die Resultate, auf welche der räsonnierende Denker an dem Leitfaden des analysierenden Verstandes gelangt. Allein da er die Mittelideen übersprungen hatte, und der Weg ihm im Dunkeln lag, so konnte es leicht geschehen, daß er gegen das Ziel selbst Verdacht faßte.

Aus den angeführten Gründen war er weniger aufgelegt zu der Rolle eines Geschäftmannes. Es fehlte ihm durchaus an dem festen Vertrauen auf sich selbst, welches diesem unentbehrlich ist, an der leichten Entwirrung verwickelter Gegenstände, an der Vielseitigkeit und schnellen Gewandtheit, die er haben muß, um auf jeden unvorgesehenen Fall gefaßt zu seyn. Einige haben es als Gleichgültigkeit für das Intresse seiner Vaterstadt, andre als Einseitigkeit des Genies angesehen, daß er in der Versammlung seiner Mitväthe sich so selten hören ließ. Nach meiner

Ueberzeugung geschah ihm von beyden Theilen Unrecht. Geßner intressierte sich für das Wohl seines Vaterlandes gewiß eben so warm, als irgend einer von seinen Mitbürgern. Aber da er weder den schnellen Blick, noch die leichte Ueberschauungs- und Reduktionsgabe des praktischen Politikers bey sich fühlte, noch auch je in der Lage gewesen war, den Mangel derselben durch Studium und Uebung sich einiger Maassen ersetzen zu können; so hielt es der bescheidne Mann für anständiger, der weise Mann für zweckmässiger, den Gang der Berathschlagung, nachdem er einmal von sachkundigen Männern eingelenkt war, weder durch unnöthige Eröfnung neuer Gesichtspunkte zu verwirren, noch durch müssige Wiederholung aufzuhalten. Hatte er aber einmal den besondern Beruf, über ein Geschäft, welches mit seinem politischen Standpunkt unmittelbar in Beziehung stand, nach hinlänglicher Vorbereitung, zu sprechen; so that er es mit so fester Bestimmung des eigentlichen Fragpunktes, mit so vorsichtiger Aushebung aller zur Beleuchtung dienlichen, und Absonderung aller ausserwesentlichen Umstände, in einem so lichtvollen, faßlichen, zweckmässig geschmückten Vortrage, daß manche sich wunderten, daß ein Mann, der so sprechen könnte, nicht öfter sich hören liesse. Warum er dieß nicht that, dafür hatte er einen ganz natürlichen Grund. Er wollte nie sprechen, bloß um sich hören zu lassen.

Diese Deutlichkeit und Bestimmtheit der Gedanken, verbunden mit der äussersten Präcision des Ausdruckes stand ihm immer zu Gebote, so oft er sich die Zeit nahm, die Begriffe zu zergliedern, die Ideen zu sammeln, und zu combiniren. So wenig er im Stande war, selbst über Gegenstände des Geschmackes und der Kunst sich immer aus dem Stegreife mit Fertigkeit, und auf eine für ihn selbst befriedigende Weise auszudrücken, so gewiß zeigte er sich allemal, so oft er die Feder zur Hand nahm, als einen der gründlichsten, und feinsten Denker. Sein Brief über die Landschaftmahlerey, seine Vorreden zum Tod Abels, und noch mehr zu den Idyllen, und selbst die wenigen Zeilen, womit er Herrn Steinbrüchels Uebersetzung einiger Griechischen Trauerspiele ins Publikum eingeführt hat, enthalten davon sprechende Beweise.

Von der Feinheit seines Geschmackes, der Zartheit seiner Empfindung, und der Delikatesse seines Gefühles zeugen seine unsterblichen Schriften. Bey wenigen Schriftstellern aller Zeiten wird man einen so hohen Grad ästhetischer, und logischer Korrektion finden. Ohne vorgängige Muster, hat er seine poetische Sprache, und die zauberhafte Harmonie seiner Prose größtentheils aus sich selber gebildet. — Sehr wenige seiner Altersgenossen haben sich an ihrer Stelle so gut behauptet. Sie tragen meist alle den Stempel der Zeit. Wer damals für klassisch galt, ist oft kaum mehr lesbar. Der Ausdruck

ist veraltet, Bilder und Wendungen abgenutzt, und das ganze Kolorit verblichen. Geßners Sprache ist noch heut zu Tage, so neu und frisch, als vor dreyssig Jahren. Er genießt das Vorrecht einer unverwelklichen Jugend, wie Apoll und Bacchus. Ich sehe hiervon keinen andern Grund, als die ungewöhnliche Feinheit seines Geschmackes. Andre giengen in dieser Rücksicht neben, er vor seinem Zeitalter. Was er wählte, das hat die Probe gehalten: was er verwarf, das ist von der zunehmenden Kultur schon längstens für Contrebande erklärt worden.

Diese Feinheit des Gefühles zeigte er nicht bloß in den Künsten, in welchen er selber einer der grösten Meister war. Er hatte für jede Gattung von Schönheit äusserst reitzbare Organen. Sein Ohr belauschte mit gleicher Wachsamkeit die Zaubertöne der Musik, und den harmonischen Wohlklang der Rede. Sehr oft haben Kenner die Wahrheit der Empfindung, und die Feinheit des Gefühles bewundert, mit welcher er, der keine Singnote kannte, Componisten und Virtuosen beurtheilte.

Um desto mehr mag es auffallen, wenn ich sage, daß er im Fache der Dichtkunst, bey der Beurtheilung fremder Arbeiten, welche ihm zur Kritik vorgelegt wurden, nicht allemal der zuverlässigste Richter war. Gleichwohl ist die Sache durch die öftere Bemerkung mehrerer seiner einsichtsvollsten Freunde ausser allen Zweifel gesetzt. Ich glaube mir dieß Phänomen, wozu ich mehr

als Einen Pedant kenne, befriedigend erklären zu können. Meistentheils waren es die Arbeiten seiner Freunde, oder die Versuche angehender Dichter. In dem einen Falle stimmte die Freundschaft sein wohlwollendes Herz, vielleicht ihm selber unvermerkt, zur Gelindigkeit, in dem andern die Hofnung zur Nachsicht. Immer wünschte er viel Gutes zu sehen; und wie leicht sieht man nicht das, was man zu sehen wünscht! Hätte er sich die Mühe genommen, die man freylich einem für sich so beschäftigten Manne nimmer zumuthen konnte, sich jedesmal in die ihm vorgelegten Arbeiten tief hineinzustudieren, sie, nach oft wiederholter Lektur, im Ganzen und im Detal, scharf durchzudenken, und, mit Einem Worte, alle die Sorgfalt darüber gehen zu lassen, womit er seine eignen Gedichte verfertigte, so würde schwerlich irgend ein Kunstrichter von Profession treffender, tieffer und feiner geurtheilt haben, als er. Aber bey der Geistestemperatur, welche wir schon an ihm kennen, war es ihm um so viel weniger möglich, nach einer einzigen Lektur und Uebersicht dieses zu leisten, weil nicht selten der Dichter dem Kunstrichter zur Unzeit den Weg vertrat, um ihm sein Geschäft zu verderben. Der Verstand, sollte hier ganz vorzüglich thätig seyn, die Imagination nur eine subalterne Rolle spielen; und da gieng es oft umgekehrt. Was der Kunstjünger hingekleckst hatte, das mahlte der Meister mit seinen Farben aus. Geßner las mehr sich selbst, als einen andern, und

dachte etwas schönes zu lesen. Wer hätte es nicht auch gedacht, wenn er mit Geßners Geiste gelesen hätte!

So wie sein Verstand und Geschmack allgemein war, so war es auch sein Gefühl. Eben der Mann, welcher uns die kleinsten Schönheiten der Natur, und die feinsten Reitze der Tugend und Unschuld in seinen Gedichten so treu und wahr schildert, hatte auch einen äusserst feinen Takt für alles Lächerliche. Jede Schiefheit und Verschrobenheit der physischen, oder moralischen Natur wußte er rein aufzufassen, und mit dem treffendsten Witze zu beleuchten. Seine Schriften enthalten nur einige seltene Spuren von komischer Kraft und satyrischer Laune. Einige Kunstrichter haben ihn dafür beynahe getadelt, und ihn mit Höflichkeit in das Gebiet der sanften und angenehmen Schilderey zurückgewiesen. Freylich lassen uns jene Stellen, so vortreflich sie auch sind, noch lange nicht das ausgezeichnete Talent von komisch grotesker Darstellung ahnen, wovon Geßners ältere Freunde kaum genug zu erzählen wissen. Aus eigner Erfahrung kann ich davon nicht sprechen.

Von diesem Talente, welches er in einem so hohen Grade, als nur wenige, äusserst seltne Menschen besessen haben muß, machte er nur in jüngern Jahren, und kaum anderswo, als in dem geschloßnen Kreise auserwählter Freunde Gebrauch. Auch dannzumal geschah es weniger, um sich zu zeigen, als aus gutherziger Gefällig-

keit; zuweilen auch so gar, um den nicht immer ganz angenehmen Zudringlichkeiten, womit er bestürmt ward, ein Ende zu machen. Denn seine muntern Jugendfreunde, welche kein grösseres Vergnügen, als dieses, kannten, setzten ihm, im Vertrauen auf seine Gutmüthigkeit, oft nicht nur mit Bitten, sondern mit Beängstigungen dermaassen zu, daß er sich ganz eigentlich in dem Falle des Medecin malgré lui befand. Da wählte er sich nun ein Thema, oder ließ sich eine Aufgabe vorlegen, worüber er die Gesellschaft in einem von Witz und komischer Laune überfliessenden Vortrage, oft ziemlich lange an Einem fort unterhielt. Bald war es eine drollige Erzählung; bald die Vorstellung eines komischen Originalcharakters in einer zur Beleuchtung seiner Lächerlichkeit vorzüglich gut gewählten Situation; bald die Parodie eines durch unechten Witz, falschen Schimmer, Schwulst, und plumpe Schmeicheley sich auszeichnenden, und hochbewunderten Volksredners, oder irgend eines andern der Satyre würdigen Gegenstandes. Dabey wußte er sich in den Geist und die ganze Denkens- und Handlungsart der Person, welche er vorstellte, so gut zu versetzen, daß jeder Gedanke und jeder Ausdruck aus ihrer Seele entwendet schien. Es war durchaus der Charakter, den man kannte, nur in einem exaltierten Zustande, worinn er sich selbst übertroffen hatte. Der Vortrag ward durch eine mimische Aktion gehoben, die dem Inhalte durchaus angemessen war. Er hatte zumal

den pathognomischen Ausdruck zum Erstaunen in seiner Gewalt. Jede Muskel und Nerve stand ihm vollkommen zu Gebote. Blödsinn, Albernheit, und der kalte Stolz einer dummen Genügsamkeit, sprachen, so bald er nur wollte, aus allen seinen Zügen, und boten seinen Freunden Trotz, irgend eine Spur seines Geistes und Herzens aus seinem Antlitze herauszufinden. Selten spielte er auch hier den Improvisatóre. Er entfernte sich auf einige Augenblicke aus dem Zimmer; und wenn er wieder hereintrat, so gieng es Schlag auf Schlag, daß seine Zuhörer, nachdem er lange ausgeredet hatte, von dem erschütternden Gelächter sich kaum erholen konnten.

Da der unlängst verstorbene Herzog von Würtemberg, als Prinz, vor ungefähr dreyssig Jahren die Gesellschaft der Helvetier in Schinznach besuchte, kam er in einer Unterredung mit Herrn Hirzel auf Geßner. Sie kennen ihn noch bey weitem nicht ganz, sagte Herr Hirzel. Dann fieng er an, seinen Freund auch von dieser Seite zu zeichnen. Der Prinz ward äusserst begierig, eine Probe zu hören, und bat Herrn Hirzel dringend, ihm, wo möglich, dieses Vergnügen zu verschaffen. Geßner weigerte sich standhaft. Er glaubte, daß weder die Rolle eines Spaßmachers seinem Charakter, noch eine solche Unterhaltung dem Zwecke dieser Zusammenkunft angemessen wäre. Als nach dem Nachtessen die Helvetier alle, zur Fröhlichkeit mehr als gewöhnlich gestimmt, in dem Saale versammelt

wa-

waren, wurden die Bitten mit Nachdruck wiederholet. Man drängte sich um den Tisch, woran Geßner saß: man bat, man flehte. Geßner schien bereits zu wanken, als er im Hintergrunde des Saales einige nicht sehr discrete Mitglieder, welche nicht recht wußten, warum es zu thun war, durch die Ferngläser der Eröfnung des Possenspieles, (wie sie meinten) mit kalter Gleichgültigkeit entgegenlauern sah. Dieser Anblick stimmte ihn mit einmal wieder um. Alles schien verloren, als der Graf von Dohna in die Mitte des Saales hervortrat. Nun denn, sprach er, wenn niemand lustig machen will, so will ichs. Mit diesen Worten hob er einen sehr possierlichen, pantomimischen Tanz an. Geßner hatte ihm kaum einen Augenblick zugesehen, als seine komische Laune plötzlich erwachte. Er sprang von seinem Sitze auf und fiel in den Tanz ein. Nun half keine Ausflucht mehr: er mußte auch seine Rolle spielen. Kaum hatte er angefangen, als der Saal, wie Homer sagt, von einem unauslöschlichen Gelächter erschallte. Geßner war ganz mit sich und mit seiner Rolle beschäftigt, und schien von dem, was ausser ihm vorgieng, nicht das mindeste weder zu sehen, noch zu hören. Er fuhr wie aus einem Traume auf, da Herr Hirzel ihm zurief: Um Gottes willen, lassen Sie es genug seyn! Sehen Sie denn diesen Menschen hier nicht? Wirklich lag einer der Anwesenden am Boden, und war nahe am Ersticken. — Der

Prinz welcher beynahe alle Länder und Höfe in Europa bereist hatte, betheuerte, eine so komische Scene nirgends gesehen zu haben.

Es ist bemerkenswerth, daß er einst bey einer solchen Gelegenheit seinen Freunden die Geschichte des Propheten Jonas, in der Hauptsache gerade so vortrug, wie sie der berühmte van der Hardt lange vor ihm erklärt hatte. Aber davon wußte Geßner nichts. Er traf mit dem gelehrten Grillenfänger ganz unvermuthet zusammen, und stellte eben die Hypothese, welche jener im gebrannten Ernste vorträgt, bloß zur Belustigung auf. Ein klarer Beweis, wozu ein richtiger Geschmack in der Schriftauslegung dienen kann.

Auf Gelehrsamkeit, im strengen Sinne des Wortes, machte Geßner keine Ansprüche. Er begnügte sich mit demjenigen Grade von litterarischer Ausbildung, ohne welchen kaum irgend ein Schriftsteller, selbst bey den grösten Anlagen klassisch werden kann. Die gründlichsten und tiefsten Einsichten, welche er besaß, betrafen die Grundsätze der Mahlerey und Dichtkunst. In seiner Jugend studierte er die Blätter des Brittischen Zuschauers, sammt den ziemlich voluminosen Werken von Bodmer und Breitinger mit anhaltendem Fleisse. Ueberhaupt las er alles begierig, was er von den besten kritischen Schriften nur immer zur Hand bringen konnte. Von den lateinischen Dichtern las er einige in der Ursprache, andre in Französischen, die Griechen am liebsten in der lateinischen, und den Ho-

mer in Damms deutscher Uebersetzung. Auf andern Uebersetzungen hielt er nicht viel. Diese Herren, sagte er, tragen, sie mögens nun wollen, oder nicht wollen, der Homerischen Zeichnung größtentheils ihre eignen Farben auf; und für diese Mühe danke ich ihnen schönstens. Was der Griechische Homer in männlicher Einfalt sagt, das sagt ihm der ehrliche Damm in kindischer Einfalt ganz getreu nach. Was er sagen will, das sagt er ein bischen wunderlich: aber ich verstehe ihn recht gut, und kann mir den Geist des Jonischen Sängers aus seinem kindischen Gelall weit besser herausfinden, als aus den kunstmässigen Nachbildungen der übrigen. — Ein Buch, woran er sich nie satt lesen konnte, und welches er beynahe jährlich einmal las, war Don Quixotte.

Die Grundlage seines sittlichen Charakters, war eine seltne Herzensgüte, und ein froher, heiterer, zufriedner Sinn, der sich in jeder Lage gefiel, und von allem das gute, und genießbare aushob. Er nahm herzlichen Antheil an fremdem Glücke; freute, sich immer, etwas dazu beyzutragen, intressierte sich lebhaft für alles Schöne und Gute, half gerne dem aufkeimenden Genie empor, ermunterte es durch seinen Beyfall, leitete es durch seinen Rath, und unterstützte es durch seinen Einfluß. — In frühern Jahren war sein Geschmack in der Wahl seiner Gesellschafter ausschliessender. Er lebte beynahe einzig sich selbst, und den Musen, suchte und liebte keinen

Umgang, als mit Männern von Kenntnissen, Talenten, und aufgeklärter Denkensart, oder mit Frauenzimmern von Geist, Geschmack und einer feinern Ausbildung. Wenn ihn Zufall oder Verhältnisse in eine Gesellschaft von alltäglichen Menschen geführt hatten, so war er seiner selbst nicht genug Meister, um sein Mißbehagen, und die drückende Langeweile zu verbergen. Allmälig lernte er immer mehr sich mit allen Klassen von Menschen vertragen, und aus jeder Lage Genuß zu ziehen. Er trieb sich willig in dem engen Ideenkreise des eingeschränktesten Kopfes herum; sprach seine Sprache, nur mit festerer Wahl und Bestimmtheit; verfolgte getreu den Faden einer noch so wenig intressanten Unterredung; und reihte oft unversehens daran eine köstliche Perle. Der Mitsprechende freute sich allemal einer solchen Entdeckung, die er wenigstens veranlaßt zu haben wähnte, und wußte sichs selbst nicht zu erklären, wie es zugieng, daß er sich nie klüger vorkam, als wenn er mit Geßnern sich unterhielt.

Das gröste Behagen fand er an den Gesprächen der treuherzigen Ehrlichkeit, oder an dem süssen Geschwätze kindischer Einfalt und Unschuld. So bald seine eignen Kinder laufen konnten, ward er in seinen Nebenstunden ihr treuer Gefährte, und nahm an allen ihren Spielen Theil. Bald führte er mit ihnen eine Posse auf, wobey er die drolligste Rolle übernahm, bald jagte er mit ihnen durch Zimmer und über Böden weg — das war ein Jubel für die Kleinen, daß, wer im Hause war,

an ihrer Freude den lebhaftesten Antheil nehmen mußte. Ach wie vieles entbehrt der nicht, der es nicht weiß, was es heisse, auf solche Weise Vater zu seyn! — Auch in seinen åltern Tagen unterhielt er sich so gerne mit gutartigen, und wohlgezogenen Kindern. Sie im Schoosse zu wiegen, auf dem Fusse zu schaukeln, ihre muthwilligen Neckereyen zu erwiedern, und auf irgend eine Weise zu ihrem Vergnügen thåtig zu seyn, das war für ihn eine Lust, worüber er seiner liebsten Beschäftigung vergessen konnte. — Eben die Hand, welche Pinsel und Feder für die Unvergånglichkeit führte, schnitzte oft mit sorgsamen Fleisse ein Spielwerk, um damit einem fröhlichen Knaben für ein Paar Augenblicke die Zeit zu verkürzen.

Im Umgange war er der liebenswürdigste Gesellschafter, immer aufgelegt, durch treffenden Witz, heitere Laune, und feinen Scherz die Unterhaltung zu beleben: voll vertraulicher Offenheit gegen seine Freunde, voll zuvorkommender Gefälligkeit und delikater Behandlung gegen den minder bekannten, und fremden. Wer håtte je in ihm den Mann geahnet, vor dem jeder kleinste Zug von Schiefheit, jede feine Nüanze des Lächerlichen, so bald er nur wollte, zur frappantesten Nachbildung im hellesten Lichte lag. Wer hat sein Aug jemals auf der Lauer ertappt, wer von ihm ein beleidigendes Wort gehört? Im Gegentheile zeigte er für das Gute den feinsten Bemerkungsgeist, und schien für die Blössen der Schwachheit weder ein Aug, noch ein Ohr zu

haben. Der anmaassende Stolz und die unverschämte Dreustigkeit mußten es hoch treiben, um seine Gedult zu ermüden. Sein Unmuth äusserte sich selten anderst, als durch eine auffallende Verlegenheit, worein die Besorgniß, seine Verachtung sichtbar werden zu lassen, ihn zu versetzen schien. Nur dann ward er etwa zum Unwillen gereitzt, wenn plumper Unverstand seine kaum zu ermüdende Gutmüthigkeit und anmaassungslose Simplizität mißdeutete, und ihn zum Ziele eines schaalen Witzes, und einer armseligen Neckerey zu machen wagte. In diesem Falle warf ein redender Blick, und ein schneidendes Wort den Thoren unfehlbar in sein wahres Verhältniß zum grossen Manne zurück.

Mann kann leicht denken, daß ein so berühmter Mann oft von Besuchen bestürmt ward, die einem so beschäftigten Manne sehr zur Last fallen mußten. Die Klagen, welche hierüber geführt werden, rühren oft von Eitelkeit her, oder werden leicht so mißdeutet. Geßner buhlte um keinen Besuch, und entzog sich keinem. Seine Thüre öfnete sich dem bescheidnen Fußgänger, wie dem Prinzen, und keinem williger, als dem Manne von Verdiensten. Ein einziger Besuch von der letztern Art söhnte ihn wieder mit dreyssig neugierigen Reisenden aus, welche hundert Meilen weit herbeygekommen waren, um ihm eine kostbare Stunde zu rauben, worinn sie ihm nichts zu sagen hatten, als daß sie auch von ihm wüßten. Niemand hörte von ihm hierüber eine Kla-

ge, als etwa seine vertrautesten Freunde, und seine Gattinn, jene mehr im scherzenden, diese mehr im unmuthigen Tone. — Zuweilen trug sichs wohl zu, daß er, der in den Künsten der Verstellung nicht geübt war, jemanden, der das Unglück hatte, nach mehrern solcher lästigen Besuchen, bey ihm gemeldet zu werden, sein Mißvergnügen nicht ganz verbergen konnte. Natürlicher Weise mußte dies auf den Besuchenden, wenn er ein Mann von feinem Gefühle war, immer ein wenig zurückwirken. Geßner durfte hiervon nur das mindeste bemerken, so ward sein gutes Herz zur Reue gestimmt, und er bot alle seine Kräfte auf, um den Fehler wieder gut zu machen. So ward er einst an einem Tage, da er an einem seiner Gemählde besonders con amore arbeitete, an Einem fort von Fremden überlaufen. Kaum hatte er Einen oder mehrere entlassen, so meldeten sich wieder andere. Er mußte die Treppen beständig auf und niedersteigen, und immer war der letzte Besuch unbedeutender und abspannender als die vorigen. Als endlich der Abend heranrückte, so kehrte er in der süssen Zuversicht, noch ein Paar Stunden ungestört, und nach Herzenslust seinem Geschäfte widmen zu können, in sein Arbeitzimmer zurück. Aber er hatte sich kaum niedergesetzt, als an der Thüre angepocht ward. Ein rasches H e r e i n, nebst einer lebhaften Ejaculation seines Unmuthes verkündigte dem Pochenden zum voraus seine Stimmung. Als die Thüre sich öffnete, trat ein klei-

nes, hageres Männchen herein, welches, von der Noth seiner Haushaltung gedrückt, sich um ein bürgerliches Aemtchen bewarb. Stotternd, und zitternd hob er an: aber Geßner ließ ihn nicht ausreden. Gerührt und beschämt, bot er ihm, so bald er wußte, warum es zu thun war, seine Hand, begleitete ihn alle Treppen hinunter, und entließ ihn voll Herzlichkeit.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von dem bisher beschriebenen Charakter zu seinen übrigen Verdiensten auch die Bescheidenheit zählte: eine Tugend, welche von wahrer Grösse selten, von der Weisheit niemals getrennt ist. Geßner besaß sie in einem ausserordentlichen Grade. Wer ihn nicht kannte, der konnte Wochen und Monate lang mit ihm umgehen, ohne auf einen Schriftsteller, geschweige auf einen von allen Grossen gefeyerten, von allen Nationen gelesenen und bewunderten Schriftsteller zu rathen. Sein Ruhm war schon lange fest gegründet, als er noch immer die Kritiken seiner Freunde mit der gespannten Aufmerksamkeit eines Anfängers, der sich selbst noch nicht kennet, abhorchte. Auch baute er nicht auf ihre Worte allein. Wenn er etwas vorlas, so warf sein Aug von Zeit zu Zeit scharfforschende Blicke auf die Miene des Horchenden. Wenn er seine Gemählde vorzeigte, so that er es schweigend, und hörte gerne nicht nur das Urtheil der Kenner, sondern die unkunstmässigen Bemerkungen eines jeden, der Geschmack und ein natürliches Gefühl des Schönen besaß. Von

seinen Schriften sprach er selten, oder nie, so ungesucht sich auch dazu die Gelegenheit anbot. Ich wenigstens habe, so viel ich mich erinnern kann, ihn auch nicht ein einziges mal davon sprechen gehört.

Zwar, was andre nicht gehört haben, das hat der Abt Bertola, wie er uns versichern will, gehört. Er läßt Geßnern in seiner Lobrede auf ihn, sich unter vier Augen, über seine Gedichte, zumal über den ersten Schiffer, mit einer kunstrichterlichen Redseligkeit, und naiven Treuherzigkeit erklären, welche seinen übrigen Freunden allerdings auffallen muß. Es würde ein wenig unbescheiden lassen, eine Sache bezweifeln zu wollen, welche ein Mann, wie Herr Bertola, gehört zu haben versichert, füraus an dem, welcher bey der Unterredung nicht zugegen war. Er kann dieses so gut gehört haben, als noch manches andre, welches er an diesem Tage gehört haben will, und was sonst, ausser ihm, niemand gehört hat. Denn er allein hat Geßnern und seine Gattinn behaupten gehört, daß Geßners Gedichte sammt und sonders in Versen, zwar in freyen, aber doch immer in Versen abgefaßt seyen. Er allein hat Geßners Sohn und Tochter singen, und zwar ein Lied von ihrem Vater singen gehört, welches, so viel ich weiß, nie in Noten gesetzt ward. Auch wette ich, daß seit vielen Jahren er allein Backwerk geessen hat, welches Madame Geßner mit eignen Händen verfertigt hatte. Ich zweifle nicht, daß Mada-

me Geßner diese Geschicklichkeit mit vielen Hausmüttern theile, welche sonst nicht viel mit ihr zu theilen haben. So viel ist gewiß, daß sie der Oekonomie ihres Gatten, beynahe von den ersten Zeiten an, weit wichtigere, und einträglichere Dienste geleistet hat, als durch eine noch so fleissige, und geschickte Bestellung der Küche geschehen konnte. — Ob Madame Zellweger auch singe, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich und andre sie nie singen gehört haben, und daß sie dieses Talentes nicht bedarf, um eine der liebenswürdigsten Personen ihres Geschlechtes zu seyn. Eben so wenig kann ich wissen, ob Geßner nicht alles das, was ihn Herr Bertola sagen läßt, wirklich gesagt habe. Aber wenn er es sagte, so that er, um die Wunder des Tages zu vollenden, dießmal ein Uebriges.

Geßner war, so lange er lebte, der Mittelpunkt, um welchen herum in Zürich alle Männer von Geist, Geschmack und Kenntnissen, und alle Freunde des gesunden, vernünftigen Denkens sich versammelten. Sein Haus ward wöchentlich besonders an zweyen Abenden besucht, an welchen Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, das eine mal mehr, das andre weniger zahlreich, sich bey ihm einfanden. Seine gewöhnlichen Gesellschafter waren Weiß, Hirzel, Steinbrüchel, Tobler, Corrodi, Vögeli, Näfe, Heinrich Füßli, Meiß, Leonhard Meister, Bürkli und sein Schwager Heidegger. Den Sommer brachte er in frühern Zeiten auf einem angenehmen Land-

hause zu, welches er sich in einer reitzenden Gegend, unterhalb der Stadt, nahe bey der Limmat gemiethet hatte. In den letztern Jahren bezog er eine einfache, aber bequeme Wohnung, mitten im Sihlwalde, dessen Oberaufsicht ihm übergeben war. Sie liegt in einem kleinen romantischen Thale, durch welches die Sihl an schrofigten Felsenwänden vorbeyrauscht, deren Scheitel mit hohen Fichtenwäldern bekränzt ist. Dahin folgten ihm seine Freunde nach, und lebten mit ihm goldne Tage.

Sein Vaterland ehrte und liebte ihn, als einen seiner würdigsten Söhne. Ungeachtet er politische Würden weder suchte, noch sich dazu beruffen fühlte, so ward er doch, als er kaum das gesetzmässig bestimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Nach seinem Tode setzten ihm einige seiner Mitbürger auf einer reitzenden von ihm häuffig besuchten Promenade, da wo die Sihl und Limmat in einander fliessen, ein von dem berühmten Trippel verfertigtes Denkmal.

Ein apoplektischer Zufall machte seinem Leben, das, wie ein stiller Bach durch ein blumigtes Wiesenthal, dahin floß, ein sanftes Ende. Er starb am zweyten März 1787. von seiner Gattinn, drey Kindern, und einer Schwester beweint, welche nicht bloß nach der Geburth, sondern nach Geist und Herz seine Schwester ist. Seine Tochter, Madame Zellweger, hat einen jungen Mann aus einem der blühendsten Handlungshäuser der

Schweitz, im Kanton Apenzell, durch ihre Hand beglückt. Sie lebt jetzo in Genua an der Seite eines Gatten, der sein Glück und den Werth einer mit allen weiblichen Tugenden geschmückten Gattinn zu schätzen und zu geniessen versteht. Sein jüngerer Sohn hat vor wenigen Wochen eine äusserst liebenswürdige Tochter von Wieland, Geßners Jugendfreunde, aus der Hand des edeln Greises, samt seinem Seegen empfangen. Auf Geßners ältesten Sohn hat sein Kunsttalent und seine originelle Laune, und auf alle seine Kinder seine edle Denkensart, seine Herzensgüte, und die übrigen Eigenschaften seines sittlichen Charakters fortgeerbt.

Anmerkungen
und
Belege.

S. 20. Um dieses Unglück von sich abzuwenden, gerieth Geßner auf einen sonderbaren Einfall ꝛc.) Man trug sich damals in Zürich noch ziemlich allgemein mit einer alten Volkssage, von einem Schulknaben, der, nachdem er lange einer der ungeschicktesten Schüler gewesen war, mit einmal durch seine Antworten die Lehrer in Erstaunen setzte. Man wollte wissen, wie das zugienge, und brachte durch Fragen, Drohungen und empfindlichere Mittel von dem guten Jungen so viel heraus, daß er zu seinem bessern Fortkommen in der Schule mit dem bösen Geiste ein Bündniß geschlossen, und den mit seinem Blute geschriebnen Kontrakt ihm eigenhändig übergeben habe. So gleich ward er von den Geistlichen in die Kathedralkirche geführt, und durch anhaltende Gebete dem bösen Feinde so lange und ernstlich zugesetzt, bis er, unter den für ihn von je her üblichen Anzeigen seiner unsaubern Gegenwart, die ihm ausgelieferte Schrift durch die Luft herunterfallen ließ. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß Geßner, welcher davon gehört haben mochte, Lust bekam, diesen Einfall zu benutzen. Aber schon damals

zeigte er sich als einen Nachahmer von Kopf und Geist, und wählte sich seinen Verbündeten mit mehr Vorsicht.

Ebendas. Sein französischer Biograph ꝛc.) Diese Biographie steht an der Spitze eines Werkes, welches 1774. vermuthlich zu Paris, (gewiß nicht zu Zürich, wie auf dem Titelblatt steht) unter folgender Aufschrift erschienen ist. Oeuvres choisies de M. Gesner, et poesies diverses de l'allemand, en vers francois, par nos meilleurs poetes. Die genannte Biographie sagt uns sehr wenig von den eigentlichen Lebensumständen des Dichters, und von der Entwicklung und Ausbildung seines Genies, und schränkt sich größtentheils auf die Geschichte seiner Schriften und ihrer Aufnahme, besonders in Frankreich, ein. Die Anekdote, welche ich daraus angeführt habe, findet unter Geßners nächsten Anverwandten keine Währleistung, und wird von seinen vertrautesten Freunden bezweifelt. So klein übrigens der historische Gehalt dieser Schrift ist, so ist dieses dennoch nicht die einzige Unrichtigkeit, welche darinn vorkömmt. Der Verfasser macht, zum Exempel, Johannes Geßner zum Medecin de la ville, welches er nie gewesen ist, und zum Oheim des Dichters, der nur von weitem her sein Verwandter war.

S. 23. Nachfolgende Anekdote, wozu ich den Pendant im Anhange mittheilen will ꝛc.) Hier ist diese Anekdote, wie ich sie in der Berlinischen Monatschrift,

(Aprill

(April 1788.) aus Geßners eignem Munde erzählt habe. „Als er einst an eine Bürgermuste-
„rung gieng, und seine jungen, bereits versam-
„melten Freunde den Sänger der Liebe und
„Grazien, im kriegerischen Aufzuge, von wei-
„tem über den Schützenplatz daherkommen sahn,
„so entstand unter ihnen über den lieben, fried-
„lichen Soldaten ein fröhliches Gelächter. Geß-
„ner welcher hierbey einen Fehler von seiner
„Seite vermuthete, fuhr, um das muthmaaßli-
„che Versehen gut zu machen, mit der Flinte,
„so schnell er konnte, von der linken Schulter
„auf die rechte hinüber; und war nicht wenig
„erstaunt, als das Gelächter dadurch nur zü-
„gelloser, und allgemeiner ward.„

S. 28. (Ich habe zwey Briefe vor mir ꝛc.) Da diese Briefe, so viel ich weiß, die ältesten Urkunden aus Geßners früher Jugend sind, so glaube ich meinen Lesern durch die Mittheilung derselben einen angenehmen Dienst zu erweisen. Es bleibt immer merkwürdig, den Kontrast der rohen Natur mit der höchsten Politur des ausgebildeten Genies anzusehen. Ich habe in der Abschrift, bis auf die Fehler gegen die Rechtschreibung, und die Abkürzung eines Wortes in der Unterschrift, mich mit diplomatischer Genauigkeit an den Originalen gehalten.

Berg den 25 Aprill 1746.

Werthester Vater!

„Weilen auf künftigen Donnerstag keine Roß
„zu bekommen und auch hiesiger Gegenden gar

„ keine zu finden sind, ist vor rathsam befunden „ worden, an dem Montag geliebt es Gott, zu „ verreisen. Indeme Herr Vicarius wegen Ge„schäften etwas eher in die Stadt kommen muß.„ „ Bitte also (so es möglich) 2 Pferde, samt „ Sattel, Pistolen und Zaum und aller Zugehör „ zuübersenden, eins vor den Herrn Vicarium „ und das andere vor mich; damit wir aber uns „ desto früher auf den Weg begeben, und die „ Pferde ein wenig ausruhen können, so kann „ der Hans am Montag des Morgens um 4 Uh„ren von Zürich weg, damit er ohne Fehl um „ 9 Uhr auf das späteste ankomme. Bitte mir „ eine Antwort zuübersenden, damit wir wis„sen, woran wir sind.„

Verbleibe euer gehrsmer Sohn
Salomon Geßner.

Der zweyte Brief ward, wofern anderst das Datum richtig ist, früher, als jener geschrieben. Allein ich bin nicht ungeneigt, zu glauben, daß Geßner sich in der Jahrzahl gestossen habe, und daß man statt 46. wie er schrieb, 47 lesen müsse. Meine Vermuthung gründet sich so wohl auf den Inhalt, als auf die ungleich grössere Reinlichkeit und Genauigkeit der Schrift, und auf die festere Züge der Hand. Auch hat ein solches Versehen, dessen sich oft ältere und bedächtigere Leute, zumal in den ersten Tagen eines neuen Jahres, schuldig gemacht haben, an einem zerstreuten, und an Pünktlichkeit noch nicht gewohn-

ten Jüngling gar nichts befremdendes. Doch darüber mögen meine Leser nach Gutbefinden entscheiden: ich gebe den Brief, wie er vor mir liegt.

Berg den 27 Jannuarii Ao. 1746.

Geliebter Vater!

„ Mich freuet sehr, daß ihr mir den Brock
„ übersendet, lise ihne auch nicht ohne das gröſ=
„ seste Vernügen und Nutzen, aber erschrocken bin
„ ich da ich in dem Brief ersehen, ich solle ihne je=
„ mand anderem übergeben; ich glaube es werde
„ wenig schaden, wann ich schon nach und nach
„ einen kleinen Vorrath von guten Bücheren
„ samle, unter welchen der Brock eines der vor=
„ nehmsten, der beste Zeitvertrieb ist ja in ei=
„ nem guten und nutzlichen Buch zulesen, und
„ wann man keine hat, so kann man sie nicht le=
„ sen: ich sorge nicht nur darvor, daß ich zu
„ Berg gute Bücher zu lesen habe, sondern da=
„ mit ich auch wann ich widerum in die Stadt
„ komme, mit selbigen versehen seye, bitte deß=
„ wegen so hoch ich kan, selbigen mir zuüber=
„ lassen, es wird wohl nach ein ander Buch vor=
„ handen seyn, mit welchem wir Hrn. Vicario
„ aufwarten können. Was die briefe anbelangt,
„ so ich dem Matias Landolt übersenden soll so
„ will ich ihme dann und wann bey guter Gele=
„ genheit einen übersenden. Uebrigens verblei=
„ be ich euer ghrsmr Sohn

Salomon Geßner.„

(S. 31. In einigen derselben ist die Spur der Brockesischen Manier — sichtbar.) Zur Probe führe ich folgende Stelle aus einer Satyre an, welche Verschwendung und Geitz überschrieben ist. Auch hier werde ich, wie in den folgenden Anführungen, alle seine Sprach und Schreibefehler gewissenhaft beybehalten.

Die Sonn ist albereit von uns hinweg gewichen;
Es im Westen schon, das Abend=Roth verblichen.
Die Nacht hat jez mit schwarz, den Himmel übermahlet,
Aus dem ein zwitzernd Heer, zerstreuter Sternen strahlet.
Der Mond erhellt die Erd, mit seinem schwächern Licht,
Daß man die Gegen=Ständ, schwach und betrüglich sicht.
Grillen, Wünsch, verliebte Stutzer, Eulen, Forcht und Nacht=Gespänster,
Schwermen jetz durch alle Gassen, und umflattern thür und Fenster;
Man hört nichts mehr, als wacher Hunde bällen rc.

Und noch eine Probe von seiner satyrischen Laune, aus eben demselben Stücke.

So macht sich Harpar selbst, ein marterliches Leben,
Er hat sich seinem Geld, als einem Gott ergeben;
Was er zur Kinderzucht, nothwendig sollt verwenden,
Diß heißt der karge Filz, unnöthiges verschwenden;
Die um ein stückgen Brod, um Gottes willen flehen,
Läßt er mit einem Fluch, weil der nichts kostet gehen.
Er hoffet nur auf Gott, wann Krankheit ihn befällt,
Warum auf ihn allein? die Aerzte fordern Geld.
Zur Predigt geht er nicht, vor jeder Kirchen=Thür,
Streckt man ihm ohnverschämt, den Armen=Seckel für rc.

(S. 32. Noch andre lassen sich — mit den besten Gleimischen Stücken ohne Beschämung vergleichen.) Meine Leser mögen aus folgendem niedlichen Gedichtchen, welches er, nach der in der Abschrift eines Freundes beygesetzten Jahrzahl, vor seinem achtzehnten Jahre verfertigt haben muß, urtheilen, ob ich zu viel gesagt habe. Die erwähnte Abschrift des Freundes hat einige Varianten, welche absichtliche Verbesserungen und Berichtigungen zu seyn scheinen. Die meinige ist aus Geßners Handschrift gezogen.

Die Sonne war in Westen,
schon von den hohen Bergen,
das Gold der Abendröthe,
erblaßte an dem Himmel.
des Mondes schwächre strahlen,
besilberten die Erde.

Alß Amor schon bewaffnet,
in jennem düstern wäldchen,
durch dunkle Schatten irrte,
wo öfters zwey verliebte,
in grünen Schatten scherzen,
wo manches schönes Mädchen,
in Blumen ausgestreket,
den ihm getreuen Hirten,
mit Ungedult erwartet,
wo Kleiner Vögel Chöre,
der Liebe Lob besingen.

In mitte dieses wäldchens,
versameln alle Bäche,
die sich durchs wäldchen schlängeln,

in einem See die wellen
ihr feuchtes Uffer küssend

Hier, hier sah er ein Mädchen,
ein nakend badend Mädchen,
drum schlich er an das Uffer,
das Mädchen zubesehen.

Die weißgewölbte Stirne,
umkränzten schwarze Locken,
mit denen Zephir scherzte,
und sie um Halß und Brüste,
mit sanftem säuseln schwang,
Es glühte auf den Wangen,
der purpur junger Roßen,
die Kleinen zarten Lippen,
umflatterte die Anmuth,
der schwarzen Augen Feuer,
war reitzend und entzündend,
der Leib war schön und prächtig,
geschlank, und weiß wie Lilgen,
wie man die Venus bildet.

Die wällen hüpften freudig,
umschwangen ihre Knie
und stiegen in die Höhe,
— — — — — —
und hüpfeten in Kreyßen,
in silberfarbnen Zirkeln.

Das Mädchen sah den Amor,
den es noch nie gekennt,
Es sprach, du kleines knäbgen,
Geh, oder, wann ich komme,
so spriz ich dich mit Wasser.

Doch Amor lächelt schalkhaft,
lähnt sich auf seinen bogen,
und bleibt am Uffer stehen;

Das Mädchen klatscht ins wasser,
biß Amor ganz betreufelt,
so, wie die Rose glänzte,
die ganz beperlet glänzet,
wenn sie bey hellem Morgen,
das frische Tau befeuchtet.

So wie die kleine Lerche,
wann sie die Regentropfen,
von bunten Federn schütelt,
so schütelte sich Amor
die Tropfen abzusprizen.

Drauf sagt er freundlich lächelnd,
Mein kind du kannst im sprizen,
gewiß sehr artlich treffen,
doch sieh, kann ich im schießen,
dich auch so artlich treffen.

Drauf langt er in den Köcher,
und legt auf seinen Bogen,
ein glänzend scharffes pfeilchen,
kaum zischt es durch die Lüfte,
so staks schon in dem Herzen,
des Schreken vollen Mädchens
das eilends aus dem wasser,
ans nahe Uffer flohe
und in dem düstern Wäldchen,
geheim den orth besah,
wo ihns der pfeil getroffen.

Was, sprach es, fühlt mein Herz,
Es ist kein rechter Schmerz,

Er schmerzt, doch ist er süß,
Ein plagendes vergnügen,
was ist nun dieses alles?

Ich hörte diese Worte,
Dann ich stak im Gebüsch,
wo dieses Mädchen klagte,
komm, sez dich auf die Blumen,
sprach ich mein schönstes Mädchen,
ich heil dir deine wunde.

Die Schaam mahlt seine Wangen,
mit reizend schönem purpur,
alß es mich reden hörte,
es wollte schüchtern fliehen,
allein ich hielts zurüke,
und fieng es an zuküssen,
da fieng es an zulächeln,
und foderte durch küsse,
von mir noch ville küsse,
wir küßten bis wir sinkend
uns auf die blumen legten. rc.

Einige Verse, welche den Beschluß machen, lasse ich mit Bedacht weg. Kritisch erwogen, hätte er das Gedicht nicht erst da, wo ich es abgebrochen habe, sondern schon früher, wo das Mädchen verwundet ist, mit einem kleinen Zusatze schliessen sollen. — Wenn ich übrigens den echt poetischen Werth dieses Liedchens betreffend mein Glaubensbekenntniß frey und rund ablegen wollte, so könnte ich leicht Gefahr laufen, von vielen, welche sich auf ihre Kennerschaft etwas rechtes zu gute thun, mißverstanden, oder, was nicht viel besser ist, weder verstanden, noch be-

griffen zu werden. Poesie von diesem Ton und Gehalt ist, wie die Philosophie, paucis contenta judicibus: und diesen wenigen habe ich nichts zu sagen.

S. 35. Dieß ist die zweyte Epoche seiner Poesie rc.) Auch von diesem Zeitpunkt will ich hier einige Proben vorlegen.

Das Weib.

Du Mann, sieh diese Ros am Bach,
Wie lächelnd sie sich bückt,
Die nächste Welle küsset sie,
Sie küßt sie und verschwindt,
Und weil die zweite Welle noch
Froh nach dem Kusse hüpft,
So hebt die dritte schmachtend schon,
Ihr silbern Haubt empor.

Der Mann.

Weib sieh der kleinen Welle nach,
Wie sie am Ufer hin,
Von Blum zu Blumen ungetreu,
Von Kuß zu Küssen hüpft.
Jezt küsset sie das Vielgen dort,
Und sieht nicht schel zurück,
Wann eine andre Welle hier,
Froh an der Rose hüpft.

Das Gespräch.

Steffen.

O Bruder welch Entzücken,
Schaft mir mein guter Wein!
Bey eines Mädgens Blicken,

Da soll man froher seyn?
Freund glaub, ein jeder Tropfe Wein,
Stürzt neue Lust in mich hinein.

Kunz.

O Bruder welch Entzücken,
Schaft mir mein muntres Weib!
Das Feuer in den Blicken,
Ihr schöngebauter Leib!
Bey dieser Lust, bey diesen Freuden
Freund glaub, muß mich ein Fürst beneiden.

Steffen.

Ein schäumend Glas aufs andre leeren,
Und stets dabey den Kuß entbehren! — —
Ich glaub die Freude würd sich mehren,
Wann diese Ding beysamen wären.

Kunz.

Doch ja! Bey meinen Küssen,
Hab ich nicht einen Tropfen Wein,
Bald glaubt' ich, würd ich den nicht missen,
Ich würde noch entzückter seyn.

Steffen.

Freund wie! mir fällt ein Mittel ein,
Wir können unser Glück vermehren.
Du hast ein Weib, ich habe Wein,
Und die, die haben wir gemein,
Nicht wahr? diß läßt sich hören.

Die Dauben.

Sieh Mädchen sieh die Dauben,
Dort auf dem Ast in Blättern,
Sieh wie die Daube seufzend
Sich an de Däuber schmieget,

Sieh wie der Däuber sanfte
Sie mit den Flügeln schläget.
Sieh Mädgen, ach! sie schnäbeln!
Und jezt, ach! sieh — — die Daube!
Du sprödes böses Mädgen.

Die Muthmaßung.

Wo bin ich? wie! wo schlief ich dann,
Die dunkle Nacht hindurch?
Hier lieg ich unter diesem Baum,
Hier ich, mein Becher — — dort im Gras,
Dort liegt mein Kranz, die Flöte da,
Bald glaub ich, daß ich gestern hier,
Im starken Rausche sank.

S. 98. Auch Diderot — trug zur Ausstattung des Werkgens das Seinige bey ꝛc.) Hierüber schreibt Herr Meister, der Uebersetzer der spätern Idyllen, in einem Briefe an Geßner, ausdrücklich folgendes. — „ Je viens „ de passer trois heures avec Diderot: et Dieu „ merci, nous n'avons presque causé que de „ vous et de vos ouvrages. Il m'a dit un mil- „ lion de choses pour vous. Mais qu'est ce qu'une „ lettre, pour rendre un seul éclair de sa conver- „ sation! Il vous supplie, Monsieur, d'être bien „ persuadé, qu'il n'y a peut être pas un seul „ homme en Europe, qui vous admire aussi „ profondément que lui. Il est très vrai, qu'il „ a plus de droit qu'un autre à cette préféren- „ ce. La France lui doit en grande partie le „ bonheur de connoitre vos ouvrages. C'est „ lui qui non seulement a encouragé M. Huber

„ à les traduire, mais qui a encore contribué „ beaucoup au mérite de ses traductions. Quand „ M. Huber venait lui montrer ce qu'il avait „ fait, il lui disait souvent: *Mon ami, le Poète* „ *n'a point dit comme ça* -- Et le traducteur re- „ gardant son original, etait tout étonné de ce „ que Diderot devinait mieux votre génie, que „ lui même n'entendoit sa langue.„

S. 100. Rousseau war entzückt ꝛc.) Ich kann mich nicht enthalten, den Brief, welchen er bey dieser Gelegenheit an Herrn Huber schrieb, meinen Lesern ganz mitzutheilen. Ungeachtet er auch in Rousseaus Schriften gedruckt ist, so steht er doch, wie ich denke, hier ganz vorzüglich an seiner Stelle. — „ J'étois, Mon- „ sieur, dans un accès du plus cruel des maux „ du corps, quand je reçus votre lettre, et vos „ Idylles. Après avoir lu la lettre, j'ouvris ma- „ chinalement le livre, comptant le refermer „ aussitôt; mais je ne le refermai qu'après avoir „ tout lû, et je le mis à coté de moi, pour le „ relire encore. Voilà l'exacte vérité. Je sens, „ que votre ami Gessner est un homme selon „ mon cœur, d'où vous pouvez juger de son „ traducteur, et de son ami par lequel seul il m'est „ connu. Je vous sais en particulier un gré in- „ fini, d'avoir osé dépouiller notre langue de ce „ sot et précieux jargon, qui ôte toute vérité „ aux images, et toute vie aux sentimens. Ceux, „ qui veulent embellir et parer la nature, sont „ des gens sans ame et sans gôut, qui n'ont ja-

„ mais connu ses beautés. Il y a six ans, que „ je coule dans ma retraite une vie assez semblable „ à celle de Ménalque et d'Amyntas, au bien „ près, que j'aime comme eux, mais que je ne „ sais pas faire; et je puis vous protester, Mon- „ sieur, que j'ai plus vêcu durant ces six ans, „ que je n'avois fait dans tout le cours de ma „ vie. Maintenant vous me faites desirer de re- „ voir encore un printems, pour faire avec vos „ charmants pasteurs de nouvelles promenades, „ pour partager avec eux ma solitude, et pour „ revoir avec eux des asyles champêtres, qui „ ne sont pas inferieurs à ceux que M. Gefsner „ et vous avez si bien décrits. Saluez - le de „ ma part, je vous supplie, et recevez aussi mes „ remerciments et mes salutations. „

Rousseau.

S. 102. Erst später übersandte ihm Herr Huber einen Entwurf von Diderot ꝛc.) Hier ist dieser Entwurf, wie ihn Herr Huber auf einem von Diderot selbst geschriebnen Blatte, Geßnern überschickt hat.

Palémon le soir auroit embrassé ses enfants; il se seroit couché, endormi, et endormi pour toujours.

Le matin ses enfants ne l'auroient point vu sortir de sa cabane, pour admirer la nature et loüer son auteur. Leur cœur se seroit ému, ils auroient tremblé d'entrer dans sa cabane: ils seroient entrés cependant. Ils l'auroient trouvé mort.

Quelle ne fut pas leur douleur!

Cependant le vieillard n'étoit point défiguré: il étoit mort, et il paroissoit sommeiller encore. Ses mains étoient restés jointes, et élevées vers le ciel.

Ses enfants ne furent pas biens certains d'abord, que leur pere n'étoit plus: ils l'apellèrent; mais ils l'apellèrent envain: il n'étoit plus:

Ils le pleurerent trois jours de suite. Le troisième jour ils le portèrent à coté de Mirtha.

Le reste comme dans l'Idille.

„ Mais peut être, que ce détail, tout patheti-„ que qu'il est, allongeroit, et qu'en finissant „ l'Idille, comme Monsieur Geſsner l'a fait, il y a „ plus de simplicité et plus de gout.„

S. 105. **Bey dieser Gelegenheit freute sich Diderot** rc.) Hier sind Herrn Meisters eigene Worte. „ Monsieur Diderot m'a char-„ gé de vous faire une proposition qui'sil vous „ convenait de l'accepter, ajouterait encore, s'il „ est possible, à l'intérêt, qu'il prend à tout ce „ qui vient de vous. Il a fait deux petits con-„ tes moraux, qui me paraissent charmants, et „ qui, ce me ſemble, prouvent singulièrement „ toute la magie d'une simplicité vraie. Il voudroit „ les joindre à vos nouvelles Idylles, enchanté, „ c'est son mot, de se trouver accollé avec vous „ dans le même volume.„

S. 107. **Von dem Tod Abels verfertigte der Abt Bergeron eine lateinische Uebersetzung** rc.) Zur Probe hebe ich aus den vor mir liegenden Fragmenten eine Stelle aus **Abels Lobgesang** im ersten

Buche aus. Die durch Italiänische Lettern ausgezeichneten halben und ganzen Verse gehören dem Virgil und Ovid zu. Vielleicht entdeckt ein fleissiger Leser der Alten noch mehrere, die mir entgangen sind. Einzelne Phrasen, welche bey alten Dichtern auch vorkommen, habe ich nicht auszeichnen wollen.

„ Triste Cahos horrenda silentia jusserat orbi,
„ Intonuit cælo Dominus, rupisse videntur
„ Concordes elementa moras, elementa quietem.
„ *Cesserunt nitidis habitandæ piscibus undæ*,
„ *Cepit silva feras*, *volucres agitabilis aer*,
„ Aethere librantes liquido plaudentibus alis,
„ Non cessant tenerum lætæ tinnire volucres,
„ *Littoraque alcyonem resonant*, *acalanthida dumi.*
„ Omnes vel Dominum, qua fas est voce salutant.
„ *Ipsa sonant arbusta* modos, nemora alta remittunt,
„ Et laudes domini cantantibus assonat Echo.

„ Ast rursum veniente Deo tremit excita tellus,
„ Exsultant solida montes compage soluti,
„ Et trepido saliunt immania saxa tumultu.
„ Bruta, feræ, pecudes, gleba nascuntur inerti,
„ *Induit* et varias *tellus conversa figuras.*
„ Pulsu prata quatit sonipes, jactatque superbus
„ Excussa cervice jubas, a pulvere necdum
„ Avulsus terræ, campos hinnitibus implet.
„ Non telluris adhuc dura compage solutus
„ Ipse leo, glebæ impatiens, tæsusque tenacis,
„ Prævertit rabidos jam jam rugiendo furores.
„ Ecce tumet collis, subitoque excrescit in altum
„ Longius, effundens elephantida præpete partu.
„ Aeriæ volucres, pisces, pecudesque, feræque
„ Aeternis mulcent resonum concentibus orbem,

„ Vocibus et variis concordes undique surgunt
„ In decus eximium magni certare Tonantis.

S. 108. Den festen Vorsatz bearbeitete Vatelet, als Intermezzo rc.) Er selbst sandte Geßnern dieses kleine Stück in einer Abschrift zu. Ich zweifle, daß es jemals gedruckt ward. Vielleicht erweise ich manchem Leser durch die Mittheilung desselben einen angenehmen Dienst. Die übrigen haben es bald überschlagen.

Intermède d'un seul Acteur.

Idille dramatique, imitée de Gessner.

Le théatre représente une solitude. On y voit un bois de sapin; un torrent, qui se précipite sur des rochers, et qui se perd ensuite dans un vallon creux environné de montagnes.

DAMON

jeune habitant de la ville voisine.

„ Vaste desert, majestueuse horreur;
„ Affreuse solitude, où règne la terreur:
„ Triste valon, forêt épaisse et sombre,
„ Dont les rayons du jour n'ont jamais percé l'ombre;
„ Je vous choisis pour mon séjour:
„ Et je renonce au monde, aux plaisirs, à l'amour.

„ A de plus nobles soins je livre enfin mon ame;
„ Je prétends méditer sur les plus grands objets.
„ Folles erreurs, cedez au desir qui m'enflamme;
„ Songes trop séduisants, fuyez moi pour jamais.

„ Sur

» Sur ces rocs en débris roule, écume, murmure,
» Précipite tes flots, torrent impétueux.
» O destructeur de la nature,
» Que ton cours est majestueux!
» Les oiseaux effrayés du bruit de tes ravages,
» Se taisent en fuyant tes redoutables bords.
» On ne s'attendrit point ici par leurs ramages;
» On n'a point l'ame émue en voyant leurs transports.

Récitatif obligé.

» Melinde, c'en est fait, ta charmante figure,
» Ta démarche imposante, et tes nobles attraits
» A mes pensers, je te le jure,
» N'auront plus de part dèsormais.

Plus soutenu et majestueusement.

» Dans les secrets de la nature
» Que je vais faire des progrès!

D'un caractère plus aimable, et plus chantant.

» Je brave aussi tes traits -- Iris -- ta voix si tendre
» Jusqu'en ces lieux ne peut se faire entendre.

Récitatif sérieux.

» Rien ne m'y peut troubler -- rêvons profondément.
» Laissons Melinde, Iris, Chloé même, ah! vraiment.

Plus tendrement.

» Chloé, Chloé, trop aimable coquette,
» Jamais tu ne pourras découvrir ma retraite;
» Et sur mon cœur séduit tu n'auras plus de droits.
» Adieu Chloé, je puis avouer ma défaite;
» Car je parle de toi pour la dernière fois.

Très sérieusement.

» C'en est fait -- méditons --- la follette.

Ariette.

„ Comme elle m'agaçoit et fuyoit en riant;
„ Comme elle avoit l'art, en fuyant,
„ De m'indiquer toujours sa route et sa cachette.

Récitatif.

„ Que m'importe à présnt ... songeons à méditer.
„ Bon! ... je n'y pense plus ... plus du tout...
Je commence.

Ariette du plus grand caractère.

„ De l'univers je vois la sphère immense:
„ Mon esprit la parcourt: il s'élève, il s'èlance.
„ Qui réglera son vol? où doit il s'arrêter?

„ Pour mieux reflechir, suivons ces bords sauvages.

Récitatif obligé
avec accompagnements caractèrisés.

„ Mais sur le sable fin, qu'est-ce que j'apperçois!
„ Des pas légers sur ces rivages,
„ Depuis quelques instants sont imprimés, je crois...

Ariette.

„ Est ce une Nymphe? Est ce une Grace?
„ Qu'il est joli le pied, qui marque cette trace!
„ Mon cœur palpite: observons ce contour.

Rècitatif.

„ La jambe assurément doit être faite au tour;
„ Et la Nymphe est charmante .. apprends moi Dieu
d'amour.
„ Si je la trouverai par cette route obscure.
„ Un petit bruit est venu me frapper.
„ Et je crois avoir vu l'ombre d'une cöefure!

„ Maudit torrent .. tais toi .. Ecoutons -- ah, j'entends!
„ J'entends de ma Chloé la voix et les accents.

Ariette légère.

„ Elle m'appelle ... adieu désert, sagesse.
„ Je vais revoir Chloé -- je vole à ma Maitresse.

„ O sublime nature .. oser te pénétrer,
„ De tes divins secrets découvrir le mystère,
„ Ah je le sens! c'est téméraire.
„ Mais jouir de tes biens, c'est vraiment t'honorer.

„ Adieu désert, adieu sagesse.
„ Je vais revoir Chloé: je vole à ma Maitresse.
„ Je n'ai plus rien à desirer.

Wie ist es möglich, (so hör' ich manche Leser fragen, welche diese in gewisser Rücksicht nicht unfeine Nachbildung mit dem Originale verglichen haben) Wie ist es möglich, daß ein Mann von Geist und Geschmack, wie Herr Vatelet, nicht nur den Ton, sondern die ganze Anlage und den Geist des Geßnerischen Gedichtes so sehr verfehlen konnte! denn was ist sein Damon im Grunde anders, als ein wahrer Komödiant, oder, um es gerade herauszusagen, ein Geck, der sich in die Wildniß hinausbemühet, nicht, wie er uns bereden möchte, (doch nein, auch das will er nicht einmal) pour livrer son ame à de plus nobles soins, et pour méditer sur les plus grands objets, sondern einzig und allein, um dem scharmanten Geschlecht eine Galanterie zu machen. Geßners Damon, oder wie er heissen

mag, hat die Wildniß nicht aufgesucht, um darinn zu philosophieren; er hat sich darein verirrt, und wird durch sie zu ernsten Betrachtungen gestimmt. Höher will sein Flug nicht gehen. Herrn Vatelets Damon wählt sich diesen Ort mit Absicht, um darinn den tiefsten Spekulationen nachzuhängen. Da will er nichts geringeres, als die Geheimnisse der Natur ergründen. Ah qu'il y va faire des progrès! Von da will sein Geist in dem nähmlichen Augenblicke, da er ziemlich irrdische Betrachtungen über die Koketterie der allzu liebenswürdigen Chloe anstellt, mit einmal sich in die unermeßliche Sphäre des Weltalls erheben. Er glaubt wirklich schon hoch in den Lüften zu schweben der gute Geist, und ist nur darum bekümmert, wo und wie er wieder absitzen will. Ach, er hat uns nur zum besten, und glaubt von allem so wenig etwas, als wir. Wenn er gleich einmal über das andre sagt: rêvons profondément — méditons — songeons à méditer — Bon! — je n'y pense plus — plus du tout — je commence — alles dieses ist nichts anders, als ein pures Theaterspiel, welches auf ein compläsantes Händeklatschen der schönen Zuschauerinnen berechnet ist. Der gute Damon muß sichs gefallen lassen, ein wenig den Lächerlichen zu spielen, weil es Herrn Vatelet darum zu thun ist, ein wenig den Verbindlichen zu spielen. Von diesem allem ist bey Geßners Damon kein Schatten. Er ist nichts weniger, als lächerlich, wenn

er uns schon ein wenig lächeln macht, weil er in seinem festen Vorsatz zu kurz kömmt. Denn sein Vorsatz ist in der That ehrlich gemeynt, und nichts als die Stärke der schnell aufgeregten Empfindung hat ihn überworfen. Darinn liegt eigentlich und allein das Schmeichelhafte oder Verbindliche für das reitzende Geschlecht, welches aus der Sache von selbst herausfällt, ohne von dem Dichter sorgfältig vorbereitet, und angekündigt, vielleicht so gar, ohne von ihm ausdrücklich beabsichtiget zu seyn. — Alles dessen ungeachtet, bin ich weit davon entfernt, diese Mißgriffe von Herrn Watelet einem Mangel von Einsichten und richtiger Beurtheilungskraft zuzuschreiben. Ohne Zweifel kannte er das Parterre, zu dessen Unterhaltung er dieses Stück bearbeitete, recht gut, und wußte auch, daß gegenseitige Galanterie um ein gutes weniger scrupulos ist, als Liebe, und daß ein kaltes, aber fein gewandtes Kompliment in einer gewissen Welt das thut, was in der Geßnerischen Idyllenwelt nur Wahrheit der Empfindung thun kann. Dergleichen Rücksichten mögen ihn auch verleitet haben, die wiederkehrende Empfindsamkeit seines galanten Damons, nicht bloß durch den Contour des kleinen, niedlichen Fusses, nicht bloß durch den muthmaaßlichen Kalkul auf ein feingedrechseltes Bein, sondern auch, und vornehmlich durch den Schatten einer Coëffure zu beflügeln. Aber was keine Rücksicht entschuldigen kann, ist die schielende, und windschiefe Mo-

ral, am Ende des Stückes, welche weder im Plane des Geßnerischen Gedichtes, noch in Geßners Geiste lag.

S. 111. Mademoiselle Heidegger war ein junges Frauenzimmer von seltnen Vorzügen — des Geistes.) Ein Paar Briefe, welche Madame Geßner, nach einem vierzehnjährigen Ehstande mit ihrem Gatten gewechselt hat, und welche mitzutheilen, ich die Erlaubniß habe, werden meine Leser in den Geist und Charakter dieser hochachtungswürdigen Frau, und in ihr häusliches Verhältniß tiefer hineinschauen lassen, als alles, was ich hierüber sagen könnte.

Schwandegg. den 12. May 1774.

„ Ich brauche die erste Gelegenheit, meine „ Theuerste! Ihnen zu sagen, daß ich mich wohl „ befinde, und alles das Vergnügen geniesse, „ welches ungezwungene Höflichkeit und Freund„ schaft, und der Aufenthalt in einer der schön„ sten Gegenden auf dem Lande geben können. „ Von unsrer Rückreise kann ich nichts Zuverläs„ siges sagen; das muß ich in einem andern Brie„ fe thun. Lassen Sie mich auch nur in zwo „ Zeilen wissen, daß Sie, und unsre lieben „ Kinder sich wohl befinden. „

„ Gestern waren wir zu Gysperg, und eben „ jetzt wird angespannt, um nach Kefikon zu „ fahren. „

„ Leben Sie wohl meine Theuerste! die ganze
„ hiesige Gesellschaft empfiehlt sich Ihhen. Küs-
„ sen Sie mir unsere Kleinen. Meine Grüsse
„ im untern Zimmer, und meinem Schwager,
„ und seiner Frau. Leben Sie wohl, und ver-
„ gessen Sie nicht Ihren ergebensten

S. Geßner.

Zürich den 14. May 1774.

„ Diesen Morgen, mein Theuerster! habe ich
„ einen Brief von Ihnen erhalten. Wie sehr
„ haben wir uns, ich und meine Kinder, ge-
„ freut, daß Sie sich recht wohl befinden. Da-
„ ran habe ich nie gezweifelt, daß so gute Ge-
„ sellschaft, und eine bezaubernd schöne Gegend
„ Gegenstände sind, die für Sie besondern Reitz
„ haben. Leute von gröbern Sinnen könnten sich
„ so einen Aufenthalt angenehm machen: Was
„ Wunders denn, wenn ein Dichter, dem die
„ Musen so gewogen sind, und dessen Herz
„ allen Eindrücken einer ungezwungenen Höflich-
„ keit und Freundschaft immer offen steht, in
„ einer solchen Lage vergnügt seyn kann! Also
„ darüber erstaunte ich nicht. Wohl aber er-
„ staunte ich, über den Ton, der in Ihrem Brie-
„ fe herrscht. Fünf Tage sinds, seit dem Sie
„ weg sind: und schon so höflich, als wenn wir
„ einander fünf Jahre nicht gesprochen hätten.
„ Sie bitten um ein Paar Zeilen Nachricht, wie
„ Sie — das ist Ihre Frau, nicht wahr? —
„ und Ihre Kinder sich befinden. So diene dann

„ in höflicher Gegenantwort, daß es mit Ihrer „ Frau immer gleich steht, und daß Ihre Kin„ der G. L. recht wohl sind. Der Kleine wollte „ te durchaus haben, daß ich ihm Ihren Brief „ vorlesen sollte. — Nun so küssen Sie uns denn „ Mama! Papa hat es Ihnen ja befohlen? Und „ so ward ich von ihnen fast zerrissen, auf Papas „ Befehl hin. „

„ Aber warum mein liebster Freund! kannst du „ mir noch nicht zuverläßig sagen, wann du nach „ Hause kömmst? So viel du an Höflichkeit ge„ gen mich zugenommen hast, eben so groß scheint „ mir auf der andern Seite deine Unverschämt„ heit gegen deinen allzugütigen Gastgeb zu seyn. „ Soll ich alle Sprüchwörter, die dir durch Mark „ und Bein dringen würden, zusammenraffen, „ um dich zu bewegen, deine Rückkunft zu be„ schleunigen? Nein, ich will es durch sanfte „ Vorstellungen thun, die mir eigen sind. So „ bedenke denn mein liebster! daß du mich frü„ her hättest gewöhnen sollen, so lange ohne „ dich zu seyn. Meinen Kindern geht es eben „ so. Wir sind zusammen ein Körper, dem die „ Seele mangelt: und deine Pflicht ist es, ihn „ wieder zu beleben. Schreibe mir doch, daß „ du bald, bald wieder zurückkommst. — Ich „ bin diesen Abend bey — — gewesen; um acht „ Uhr kam ich nach Hause, und da sagte man „ mir, daß Herr Bürkli die Gütigkeit gehabt, „ mich fragen zu lassen, ob ich etwas an dich „ zu bestellen hätte. Gleich nach dem Essen setz-

„ te ich mich hin: jetzt schlägt es eilf Uhr, und
„ ich will mich zur Ruhe begeben. Lebe wohl,
„ theuerster, liebster Mann! Empfehle mich dei-
„ ner ganzen Gesellschaft: küsse mir Meiß und
„ seine Frau. Auch sie beyde bald wieder zu se-
„ hen, verlangt mich sehr. Noch einmal lebe
„ wohl, mein liebster Freund! Tausend Grüsse
„ von deinen Kindern, von deinem Herrn Va-
„ ter, von deinen Schwestern, von meinem Bru-
„ der und seiner Frau. Am meisten aber empfiehlt
„ sich deinem Andenken deine ergebenste

J. Geßner.

„ Wenn du wieder an mich schreibest, mein
„ liebster! so vergesse ja den schönen, höflichen
„ Ton nicht: ich bin darüber ganz entzückt.„

Schwandegg den 16. May 1774.

„ Wie sehr, meine Theuerste! bin ich dir für
„ deinen allerliebsten Brief verbunden, in wel-
„ chem Laune, Schalkheit, und deine unverstell-
„ te Güte für mich, immer den Ton wechseln.
„ Ganz betretten schlich ich herum, da der Bo-
„ te kam, und mir allein nichts mitbrachte. Et-
„ liche Stunden später kam Herr Bürkli; und
„ dein Brief, den er mir übergab, machte mei-
„ ne Seele gedoppelt heiter. Dein Unwillen über
„ meine Höflichkeit hat mich lachen gemacht: ich
„ habe dich auf die unschuldigste Weise damit be-
„ leidigt. So sey mir denn zu tausend und tau-
„ send malen geduzt, wenns dir so besser gefällt.

„ Ich kann dir doch weder auf diese, noch auf „ jene Art ausdrücken, wie sehr ich dich hoch „ schätze, und liebe. — Was das für ein Gemähl- „ de ist, für einen ehrlichen Mann, seine Kin- „ der um sein Weib herumgedrängt, zu sehen, „ wie sie ihnen die Küsse austheilt, die sie in „ seinem Namen giebt! — Am Freytag Abends „ werde ich euch selbst wieder umarmen. Herr — „ hat eine Kutsche nach Winterthur bestellt.

„ Von hieraus empfiehlt sich dir alles aufs „ freundschaftlichste. Empfehle mich im untern „ Zimmer, und beym Kiel: küsse mir unsre Klei- „ nen. Ich umarme dich, meine beste, theuer- „ ste, und bin dein ergebenster

S. Geßner.

S. 118. Andre haben in seinen Ge- bäuden die Regeln einer richtigen Per- spektive vermißt. Auch hat man, in seinen frühern Gemählden besonders, die sorgsame Behandlung des Detals rc.) Das erstere äussert Zingg in einem Briefe an Geßner, vom 24. Febr. 1768. das letztere Vatelet in einem Briefe an Herrn Grimm, wel- chen ich meinen Lesern hier mittheilen will. Er wird einiger Maassen die Lücke, welche ich nicht ausfüllen kann, ergänzen.

„ Les deux petits tableaux, que vous m'avez „ envoyés, Monsieur, sont précieux par le soin, „ et les détails, qu'ils offrent. Ils sont peints à „ gouache; à ce qu'il me semble, la recherche

„et le fini, qu'on y remarque, ont du couter „beaucoup de tems à notre ami, et je crois, que „par une manière plus large et plus prompte, il „auroit donné plus d'effet à ses imitations. Il a „été entrainé par la beauté des détails de la na- „ture. Il les a fixés les uns après les autres, „avec une attention qui marque le droit que „tout ce qui est agreable, a sur son imagina- „tion sensible. Mais ces charmes des détails sont „les modulations de la Sirène, qui détournent le „voyageur du but qu'il s'est proposé. Ce but „en peinture, lors qu'on représente de grands „objets, est l'effet général. Le spectateur qui „dans la nature peut s'occuper succeſſivement à „son gré, ou de l'ensemble, ou des détails, est „forcé d'opter dans l'imitation, et préfére l'effet „de cet ensemble. L'art ne peut se soumettre „à cette préférence, que par le sacrifice de la „plus grande partie des détails, qui auroient pour „lui un attrait plus séduisant. Je crois, que si „notre illuſtre ami avoit pris ce parti, en met- „tant moins de soin et d'exactitude à représenter „les formes des plus petits objets, il auroit ren- „du, par le talent très distingué qu'il possède, „l'effet plus frappant, et l'idée de ses païsages „plus grande: il auroit aussi par cette voye fait „sentir plus, qu'il n'a pu le faire, le transparent „de l'air, et cet effet charmant de la perspecti- „ve aërienne, qui fait tourner autour des objets. „La gouache est par elle même susceptible de „sécheresse, c'est une difficulté de plus à vain- „cre pour parvenir à cet effet de l'air. Mais je „puis vous assurer, sans aucune flatterie, que „si notre illustre ami parvient à aggrandir et à „simplifier son sistème d'imitation, il tirera avec „moins de peine et de tems un très agréable par- „ti de ce nouveau talent, qu'il joint à ceux, „qui le rendent déja célébre. Je le féliciterai de „cultiver ainsi tous les arts à la fois, et je lui „manderai le plaisir que j'ai eu, à m'occuper

„de lui, en l'admirant, et en prenant la liberté „de joindre la critique aux applaudissemens, „comme on joignoit autrefois la satire au triom„phe. J'ai été enchanté de ses nouvelles gravu„res, dont je vous prie, de lui faire mes sincè„res remerciemens, en le priant, de me conser„ver son amitié, qui m'est chère.

„Voila, Monsieur, en toute sincérité, ce, qu'en „me rendant bien sévére, j'ai cru pouvoir ob„server de plus essentiel dans les ouvrages de „notre ami. Si vous lui écrivez, renouvellez „lui les sentimens de respect et d'attachement, „qu'il m'a inspirés, et que je lui ai voués pour „la vie, et agréez ceux avec lesquels j'ai bien „véritablement l'honneur d'être cet.

ce 24. Nov. 1768.

S. 121. Einige haben es als Gleichgültigkeit für das Intresse seiner Vaterstadt — angesehen, daß er in der Versammlung seiner Miträthe sich so selten hören ließ.) Dieß liesse sich noch immer einiger Maassen entschuldigen. Aber wer könnte das entschuldigen, wenn es wahr wäre, was der Ritter von Zimmermann in seinem Buche über die Einsamkeit, schreibt. „Mein seli„ger Herzensfreund Iselin, sagt er, schrieb sei„ne Ephemeriden der Menschheit im Senat zu „Basel. Herr Iselin war Rathschreiber. Also „indem er seine Ephemeriden schrieb, glaubten „die Rathsherren in Basel; er protokolliere, was „sie sagen; so wie vormals die Rathsherren zu „Zürich in ihren Rathsversammlungen glaubten, „der unsterbliche Geßner fange alle ihre Worte „in seiner Schreibtafel auf, wenn er die drol„lichsten Gesichter einiger von diesen Rathsher„ren en carricature zeichnete. „ Der gute Ritter hatte das Mißgeschick, manches zu sagen, das weder historisch richtig, noch auch genug überlegt war. Er hat noch bey Lebzeiten dafür auf

eine Weise gebüßt, welche seine Feinde mit ihm aussöhnen mußte. Ich war zwar nie sein Feind: aber ich theilte mit vielen andern das Unglück, ohne mein Verschulden, von ihm nicht geliebt zu seyn. Gerade dieses, nebst der Betrachtung, daß er nun da ist, wo jedes drückende Verhältniß mit uns Erdebewohnern ein Ende hat, erlaubt mir weiter nichts, als die einfache Versicherung, daß Geßner jene Anekdote, als durchaus erdichtet, von sich ablehnte. Es ist beynahe überflüßig, hinzuzusetzen, daß von allen denen, welche Geßner kannten, keiner von einer so unwürdigen Beschäftigung des edeln Mannes etwas wußte, noch ihn derselben fähig hielt.

S. 123. Bey wenigen Schriftstellern aller Zeiten wird man einen so hohen Grad ästhetischer und logischer Korrektion finden.) Indem ich dieses niederschreibe, erinnre ich mich folgender Stelle aus Geßners Mirtil. „Ach dann — dann will ich „einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und „dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich „Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, „Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmal „streuen.„ Wer hat wohl jemals Milch gestreuet? so fragt Herr Adelung in seinem Buche über den deutschen Styl. Niemand: auch sagt Geßner nicht, ich will Milch streuen, sondern, ich will Milch und Blumen streuen: und wenn Herr Adelung darauf bestehen will, dieses für fehlerhaft zu erklären, so wird er zugleich über die grösten Schriftsteller aller Zeiten und Völker, zumal über Griechen und Römer den Stab brechen müssen. In der That dürfte unter den letztern kaum ein einziger zu finden seyn, bey welchem diese Figur nicht mehr als nur einmal zum Vorschein käme. Diese Figur — Herr Adelung kennt sie so gut, als ich — welche die Sprachlehrer Synezeugmenon heissen, verbindet sehr oft zwey Hauptwörter mit

einem Zeitworte, welches nur dem einen ganz angemessen ist. Dadurch wird Kürze und Lebhaftigkeit erzielt, oder wenigstens Weitschweiffigkeit vermieden. Man versuche es einmal, und sage: dann will ich Blumen auf dein Grabmal streuen, und Milch darauf giessen. Wie unausstehlich schleppend! Aus dem unpassenden Zeitworte hingegen läßt sich der passende Mittelbegriff sehr leicht ergänzen. Nicht für Herrn Adelung, sondern für solche Leser, bey denen seine Authorität mehr gelten mögte, als meine Einwendung, führe ich einige Beyspiele aus bewährten Schriftstellern an. So sagt Vellejus Paterculus I. 9. *Ad eum Cn. Octavius prætor pervenit, et ratione magis quam vi persuasit, ut se Romanorum fidei committeret.* Kann ich nicht eben so wohl fragen; wer hat jemals durch Gewalt überredet? Sallust. Jug. 42. *Igitur ea victoria nobilitas ex lubidine sua usa, multos mortalis ferro aut fuga exstinxit.* Wer ward denn je durch Verbannung getödtet? So sagt endlich Horaz Carm. I. 15. *Græcia conjurata tuas rumpere nuptias et regnum Priami vetus.* Wann ist es je erhört worden, daß man gesagt hätte, *regnum rumpere?* Und doch stößt sich an diesem allem niemand. Indeß hat Herrn Adelungs Tadel schon gewirkt. Herr Jenisch wiederholet ihn in seiner Fortsetzung der Morizischen Vorlesungen über den Styl. „Wenn es, sagt er, in einer Geßnerischen Idylle heißt: Ich will Rosen und „Milch auf dein Grabmal streuen, so ist „dieß uneigenthümlich. Man streut Rosen; aber „man gießt Milch. Der Ausdruck stimmt nicht „zu sich selbst.„ — Ich theile mit Geßnern die Ehre, in dem nähmlichen Buche aufgeführt zu werden, um durch mein Beyspiel zeigen zu sollen, wie man nicht schreiben müsse. Er soll eine Probe des uneigenthümlichen, ich des erkünstelten Ausdruckes hergeben. Ich habe für Geßnern gesprochen: es sey mir vergönnt, auch für

mich ein Wort zu sagen. Die angebliche Probe ist, wie die Aufschrift besagt, aus Hottingers Kritik von Meiners Briefen über die Schweitz genommen. Diese Kritik steht in der allgemeinen deutschen Bibliothek, und ist, so viel ich weiß, weder mit meinem, noch sonst irgend einem Nahmen unterzeichnet. Wenn Herr Moritz noch lebte, so würde ich ihn fragen, wodurch er sich berechtigt glaube, irgend einen Schriftsteller, der nicht genannt seyn wollte, wenn er nicht ein förmlicher Pasquillant ist, aus seinem Incognito hervorzuziehen. Ich würde ihn fragen; woher er es wisse, daß ich Verfasser von jener Kritik sey, und ihn auffordern, den Beweis zu führen. Und je nachdem die Antwort ausfiele, würde ich meinem Ton nach dem seinigen stimmen. Aber Herr Moritz lebt nicht mehr; und gegen einen Gegner, der mir nicht antworten kann, habe ich keinen Ton. Ich habe es nun nicht länger mit ihm, sondern mit denen zu thun, welche durch seine übereilte Angabe mißleitet, mich für den Verfasser jener Recension halten könnten. Diesen muß ich sagen, daß ich weder mit der Abfassung, noch mit der Einsendung dieses Aufsatzes nicht das mindeste zu thun gehabt habe. Dieß kann und wird Herr Nicolai bezeugen, er, der es am besten weiß, daß ich für seine Bibliothek nie eine einzige Sylbe geschrieben habe. Mit Herrn Meiners stehe ich seit langem in freundschaftlichem Verhältnisse, und hoffe, immer so mit ihm zu stehen. Desnahen würde ich auch über seine Briefe, gesetzt daß ich eben so davon dächte, entweder gar nicht, oder nicht in diesem Tone geschrieben haben. Den Verfasser jener Recension kenne ich recht gut, und weiß auch, daß er sich nicht scheuet, zu dem, was er geschrieben hat, zu stehen, wenn er gleich, so wenig als andre Recensenten, es schicklich fand, sich zu nennen. Ihm überlasse ich es, wenn er es der Mühe werth findet, sich ge-

gen den Vorwurf des erkünstelten Ausdrukkes in jener Stelle zu rechtfertigen. Schwer soll er es, wie ich denke, nicht haben.

S. 124. Um desto mehr mag es auffallen ꝛc.) Um jede Mißdeutung zu verhüten, finde ich für gut, hier die ausdrückliche Erinnerung beyzufügen, daß alles, was ich in dieser Stelle sage, nur von solchen Versuchen gemeynt sey, die ihm etwa zur Beurtheilung vorgelegt wurden. Ausser diesem, für jeden gutmüthigen Mann so mißlichen Verhältnisse, war sein Geschmack durchaus zuverlässig, und bestimmte den Werth oder Unwerth jedes Werkes genau, ohne durch das Vorurtheil der Celebrität, oder Dunkelheit im mindesten irre geführt zu werden.

S. 139. Nach seinem Tode setzten ihm einige seiner Mitbürger ein Denkmal. Mehrere seiner Bewundrer haben ihren Dank und ihre Bewunderung der Nachwelt in Denkmalen überliefert. Von denen, welche mir bekannt geworden sind, nenne ich nur zwey, deren das eine in den bekannten Gärten von Arlesheim, das andre in Ungarn, in dem englischen Parke des Fürsten Ludwig Batthyani steht. Auch der Gattinn des Dichters hat sein Ungarischer Uebersetzer Franz von Kazincy ein Monument zugedacht, und vielleicht, da ich dieses schreibe, bereits errichtet — eine Handlung, die gerade durch diesen Umstand, daß sie von Geßners Uebersetzer herrührt, um so viel bedeutender wird. Denn es ist bekannt, wie sorgfältig Geßner bey allen seinen Arbeiten, als Dichter und als Künstler, das feine Gefühl seiner Gattinn zu Rathe zog. Also hat Herr Kazincy damit gewisser Maassen der personifizierten Muse seines Dichters ein Opfer gebracht.

Bayerische Staatsbibliothek München

88 M ig

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hottinger, Johann Jakob,

Salomon Geßner

Zürich 1796

Biogr. 452
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063461-1
VD18 11692057